

Deutscher Morgen

Einzelpreis 500 Rets

Herausgeber: E. Sommer

Aurora Allemã

Erscheint wöchentlich

Folge 1

São Paulo, 6. Januar 1939

8. Jahrgang

Schriftleitung und Verwaltung: Rua Victoria 200 — Fernruf 4-3393 — Caixa postal 2256 — Druck: Wenig & Cia, Rua Victoria 200 — Fernruf 4-5566 — S. Paulo. Bezugsgebühr: halbjährlich Rs. 10\$000, ganzjährig Rs. 20\$000, für Deutschland und die Weltpostvereinsländer 7 Mark. — Zuschriften nicht an Einzelpersonen, sondern nur an die Schriftleitung.

Politische Probleme des neuen Jahres

Selten haben die Völker beim Beginn eines neuen Jahres soviel unbeantwortete Fragen auf dem weiten Gebiet der Politik vorgefunden wie diesmal beim Eintritt in das Jahr 1939. Das ist nicht etwa die Schuld des alten Jahres und kein Guthaben aus der schier unverfügbaren Masse von Spannungsmomenten von 1938, sondern das harte Erfordernis einer umgrenzten Spanne unseres Zeitalters, das mit klaren schnellen Entscheidungen nachholen muss, was die gewesenen Zeitalter infolge bequemer Kompromisse versäumten. Ausserdem wird niemand leugnen können, dass zwischen den Jahren 1639 beispielsweise und 1939 ein wesentlicher Unterschied besteht. Damals vor 300 Sommern und Wintern kümmernten sich die Bewohner der fünf Erdteile noch nicht soviel umeinander wie gegenwärtig; wenig wusste man von Amerika und Afrika; fast sämtliche Völker Europas verwüsteten dafür im 22. Jahr des 30jährigen Religionskrieges jene Gaue, die heute Deutschland heissen und dezimierten ihre Bewohner.

Unsere Zeit lässt sich auch nicht mit jener vor 250 oder 100 Jahren vergleichen. Zwar bestanden damals England und Frankreich, aber weder eine deutsche noch eine italienische Nation. Und dementsprechend war die Lösung aller auftauchenden europäischen Fragen verhältnismässig einfach. Die traurige geschichtliche Tatsache ist nicht abzuleugnen: die einen hatten von der Welt Besitz genommen, als die anderen noch wie Sklaven um schnöden Sold in fremde Erdteile verkauft wurden. Ob die einen damals auch erwogen haben, dass die anderen einmal die Aera des verschlechterten Untertanen überwinden und „Volk“ werden könnten? Wohl kaum! Andernfalls hätte der Weltkrieg nie stattgefunden. Dann wäre auch Versailles unmöglich gewesen. Dann hätte die Welt vielleicht nicht das Wunder der deutschen und italienischen Wiedergeburt erlebt. Dann — gewiss doch, um wieviel leichter hätten es die einen überhaupt, wenn die anderen nur belanglos oder gar nicht vorhanden wären...

Aber die einzelnen Völker sind nun einmal bestimmten Wandlungen unterworfen, zunächst dank der natürlichen Veranlagung und dann als Produkt ihrer politischen Führung und Erziehung. Wo junge kraftvolle Nationen aufstreben, müssen sie für die alten, in Macht und Reichtum erstarrten, zum unfreundlichen Gast, zum Widerstand und Gegner oder gar zum Problem werden. Beispiele hierfür bieten Europa und Asien und in gewissen Ansätzen auch Amerika. Daneben wurden die Erdteile nicht nur durch rein politische, sondern ebenso durch wirtschaftliche und bevölkerungsmässige Bindungen einander näher gebracht. Die gewaltigen Fortschritte der Technik haben zu ihrem Teil beigetragen, dass heute Fragen und Probleme der Entscheidung harren, die vor 100 Jahren als Ausbund der Phantasie bezeichnet worden wären.

Selbstverständlich erübrigt sich jede Prophezeiung über die Reihenfolge der etwa im Laufe dieses Jahres zum Abschluss drängenden Kapitel der inner- oder zwischenstaatlichen Spannungen. Doch sollte bezüglich des Kampfes um Spanien im allgemeinen kein Zweifel mehr über den Ausgang bestehen. General Franco ist in seinem Willen unerschütterlich, den Kampf bis zur endgültigen Befreiung des Landes von jenen Republikanern zu führen, die mit dem Bolschewismus Blutsbrüderschaft schlossen. Er hat am

Vorweihnachtstag mit einem erfolgreichen Grossangriff an der katalonischen Front begonnen. Die Kämpfe dauern trotz der starken Kälte mit unverminderter Heftigkeit an, da der Gegner alle vorhandenen Reserven zur Verteidigung herangezogen hat. In Barcelona herrscht über das Vordringen der Franco-Truppen grosse Bestürzung. Alle Fabriken wurden stillgelegt und die Arbeiter an die Front geschickt. Zweifellos geht die militärische Entwicklung in Spanien in absehbarer Zeit ihrem Ende entgegen. Dass General Franco dann dem ganzen Land eine autoritäre Regierung geben wird, um den Aufbau der schwer heimgesuchten Nation planmässig durchzuführen, steht nicht in Frage, wohl aber das Verhalten gewisser Grossmächte zur neuen Tatsache.

Für die Demokratien Westeuropas würde dann Spanien freilich ein nicht minder schwieriges Problem bedeuten wie heute Deutschland und Italien. Oder irren wir uns hier? Kann man Frankreich zur Stunde als eine Idealdemokratie ansprechen? Hat Ministerpräsident Edouard Daladier, der starke Mann, der Volksfrontzertrümmerer und Kommunistenschreck, nur nach rein demokratischen Spielregeln gehandelt, als er im November vorigen Jahres die Generalkriegserklärung seines Landes zur Kapitulation zwang? Keineswegs! Er hat das getan, was den Frieden der französischen Nation sicherte. Er regierte mit autoritärer Machtvollkommenheit und verständigte sich weder mit den Monsieurs Blum und Thorez noch mit sonst einem parlamentarischen Theoretiker. Er handelte absolut vaterländisch, indem er die verfassungsmässig verankerte Freiheit der Sozialisten und Kommunisten leugnete. Und damit — übrigens trifft

diese Feststellung auch auf andere Länder zu — ist das eigentliche Gesetz der Demokratie in unserem Zeitalter zum Problem geworden.

Die Mittelmeerfrage steht zwischen Chamberlain und Mussolini zur Aussprache. Am 11. Januar wird der englische Premier mit Aussenminister Lord Halifax zu dreitägigem Besuch in Rom eintreffen. Sie werden dort mit den verantwortlichen Männern des faschistischen Italien nicht nur über das britisch-italienische Osterabkommen vom vorigen Jahr sprechen. Die spanische Frage, die Durchfahrtsrechte durch den Suezkanal, italienische Meinungen über ostafrikanische Gebietsregelungen, die Flottenkräfte im Mittelmeer und der französisch-italienische Gegensatz bezüglich Tunis und Korsika sind auf die Tagesordnung gesetzt. Mussolini wird aller Wahrscheinlichkeit nach deutlich zu erkennen geben, dass Italien in Wahrung der berechtigten Interessen seines Imperiums praktische Entschlüsse irgendwelchen theoretischen Überlegungen oder gar Konferenzen vorzieht. Die Probleme im und um das Mittelmeer sind nebenbei zugleich älter als das britische Empire.

Ob Italien wirklich Tunis erhalten würde, wenn es im Ernstfall an Frankreich die Forderung stellte, fragte kürzlich jemand. Naive Frage! Wer möchte ein derartig heikles Problem beantworten. Und Deutschland hat heute an dieser Angelegenheit ebenso wenig oder soviel Interesse wie anno 35 an Abessinien und am Negus Haile Selassie. Einen europäischen Krieg wird es um Tunis bestimmt nicht geben. Auch um die Lösung der sudetendeutsch-tschechischen Frage hatten seinerzeit die Juden und Bundesgenossen

eine drohende Kriegspsychose entfesselt. Die Spannung stieg auf Siedehitze. Da kam das Münchener Abkommen und — das Problem war gelöst.

In Palästina werden zwischen Engländern und arabischen Freischärlern nach wie vor erbitterte Kämpfe ausgetragen. Tausende von Toten mahnen die Völker der Erde an die Lösung eines Problems, das schlechthin als „Judenfrage“ bekannt ist. Welche ausser-europäischen Länder werden sich zur Aufnahme von Emigranten aus dem Reich, aus der Tschechoslowakei, aus Polen, Rumänien, Italien usw. bereit erklären? Welche Völker werden im neuen Jahr den hetzerischen Einfluss der jüdischen Weltpresse erkennen und an Stelle des Missbrauches der Freiheit die Disziplin setzen? Ist nicht leider angesichts des Einflusses der Juden in den Vereinigten Staaten von Nordamerika das Verhältnis der USA zum Reich oder auch zu Italien nahezu problematisch geworden?

Die deutsche Forderung nach Wiedererstattung der geraubten Kolonien wird wieder die Öffentlichkeit beschäftigen, vielleicht dringlicher als in den Vorjahren. Die Liquidierung von Versailles ist in einigen Punkten noch nicht abgeschlossen.

Wir wollen unsere skizzenhafte Kennzeichnung zeitlich nächstliegender ausserpolitischer Fragen nicht abschliessen, ohne ein örtlich entferntes Problem zu nennen: Den Japan-China-Konflikt. Er dürfte nach der Beendigung durch einen japanischen Sieg von revolutionärer Bedeutung für die bisherige Stellung der USA und Englands im Stillen Ozean sein. Die Frage der Abgabe von Inseln und Gebieten werden, die sie 1918, nach der mühsam erfolgreichen Mobilisierung der ganzen Welt gegen die Deutschen, diesem Volk abnahmen.

Aber es wurde eingangs klar genug betont, dass Völker gewaltiger Wandlungen fähig sind und die schwersten Probleme meistern, wenn sie überhaupt einmal einmütig sind. Und diese Erkenntnis gibt Vertrauen und Kraft, zeitliche Probleme nicht als Ewigkeitserscheinungen abzustempeln, sondern sie den Forderungen des Lebens anzupassen. ep.

Gespräch der Gestrigen

Der Negus und Benesch in London

Unter der Ueberschrift „Gespräche an der Themse“ brachte unlängst der „Popolo d'Italia“ einen Leitartikel in Form eines Zwiegespräches zwischen dem Negus und Benesch, der von Witz und Ironie sprüht und den Stil Mussolinis erkennen lässt.

Die Szene, so heisst es in den Eingangsworten, spielt in den letzten Stunden eines englischen Sonnabends in der Villa des liberalen Unterhausabgeordneten George Saylor. Es herrscht grosse Stille in der von Nebel eingehüllten Landschaft. Die Hausgäste des Herrn Saylor sind an diesem Wochenende der Ras Tafari und der Expräsident Benesch. Nach anfänglicher Verlegenheit entspinnt sich zwischen den beiden ein Gespräch. Benesch erklärt auf die Frage Tafaris, wie es ihm in diesen Tagen in London gehe, dass er vor dem Kriege viele Jahre in den verschiedensten Ländern Europas als Flüchtling gewesen sei und eine Art Training für den Wechsel der Temperaturen durchgeführt habe. In London sei ihm eine mittelmässige Aufnahme bereitet worden, denn für die offiziellen Kreise sei er „nur Mister Benesch“, was den Negus zu der Feststellung veranlasst, dass auch er seit dem 16. November „nur ein beliebiger Herr“ sei. Lediglich eine kleine Gruppe von fanatischen Jungfern rede ihn noch mit „Majestät“ an. Doch auch

diese beruhige sich nach und nach mit der Erschöpfung seiner wirtschaftlichen Möglichkeiten.

Dann ergehen sich die beiden ehemaligen Staatsoberhäupter in traurigen Gedanken über das Versagen des Genfer Vereins. Tafari erklärt, sie seien des Landes verwiesen, weil sie auf das Wort der Demokratien geschworen, deren Verantwortlichkeit vertraut und an den Ernst ihrer Grundsätze geglaubt hätten. In den Zeiten, als Benesch Vorsitzender der Genfer Ligaversammlung war, die die Sühnemaassnahmen gegen Italien beschloss, habe er, der Negus, sich in der Völkerbundsolidarität stark geglaubt, zumal sein Vertreter jetzt ihn aus Genf habe wissen lassen, dass Italien vor Hungersnot und Aufruhr stünde und der Antifaschismus triumphieren werde. Wenn er damals mit Italien verhandelt hätte, wäre das der schwärzeste Verrat gegenüber der Liga gewesen.

Benesch findet, dass auch ihm etwas ganz Ähnliches passiert sei. Wenn er seinem Instinkt gehorcht hätte, dann würde er mit Henlein verhandelt und schliesslich sogar die acht Punkte von Karlsbad angenommen haben. Aber die Genfer Zirkel hätten ihn zum Widerstand ermuntert. Die Franzosen hätten ihn wissen lassen: Wenn der gallische Hahn kräht, werde auch der britische Löwe

seine Pranken recken und der sowjetrussische Bär aufgeweckt, dessen Neigung zur Lethargie sprichwörtlich sei.

Aber der tschechoslowakische Staat sei schmählich seinem Schicksal überlassen worden, und ohne München wäre er vielleicht von der Landkarte Europas jetzt schon vollständig verschwunden.

Tafari betuert Benesch gegenüber, dass auch er nach der Niederlage vom Mai bereit gewesen sei, Frieden zu schliessen. Aber seine europäischen Ratgeber hätten ihn einstimmig zum Widerstand und schliesslich zur Flucht ermutigt. Jetzt wisse er, was von seinen früheren Freunden zu halten sei. Eines Tages, wenn es mit ihm am äussersten sei, werde er sich, um leben zu können, an den Grossmut Mussolinis wenden, mit dem er 1924 bereits mehrere Unterredungen gehabt habe. Damals habe ihm der Duce gesagt, dass für ihn die einzige Politik eine solche der Freundschaft mit Italien sei. Mussolini habe ihn vor Illusionen gewarnt, aber nach Rückkehr nach Addis Abeba hätten ihm seine europäischen Ratgeber erklärt, die Haltung Italiens sei Bluff. Wenn er wolle, könne er die Italiener in das Meer von Massaua jagen. Es wäre weitaus besser gewesen, wenn er auf Mussolini gehört hätte.

„Auch ich“, wirft Benesch ein, „habe die-

sen Staatsmann vor dem Kriege kennengelernt. Einmal, vor dem Ende des Weltges, sagte er zu mir: Inflationieren Sie sich nicht mit Gebieten und Bevölkerungen, machen Sie kein zweites Oesterreich, wenn sie nicht das gleiche Ende haben wollen wie jenes."

Und nun folgt ein langes Schweigen. Mister Sailor hat dem Zwiegespräch, ohne zu unterbrechen, zugehört und sagt dann, wie um seinen Gästen Mut zuzusprechen: „Ihre

Worte sind ausserordentlich pathetisch! Sie sind die ersten Gefallenen eines grossen Krieges, der gegenwärtig in der Welt zwischen zwei Weltanschauungen ausgefochten wird, zwischen der totalitären und der bolschewistischen. Eine Schlacht ist verloren, aber der Kampf ist noch nicht zu Ende!"

„Noch nicht zu Ende?" wirft Benesch fragend ein. „Das bedeutet dann ja, dass wir in Kürze Tschiangkai-schek und Negrin unter uns haben werden!"

Wirtschaftskampf

Seit dem Tage der Viermächtekonferenz in München hat man sich nun auch in Washington damit abgefunden, dass Deutschland dank seiner geopolitischen Lage und natürlichen Schwerkraft der stärkste politische Faktor im Donaauraum ist und bleiben wird. Man ist auch geneigt, Deutschland als den stärksten wirtschaftlichen Faktor im Donaubecken und darüber hinaus auf dem Balkan und im Nahen Osten anzuerkennen, aber keineswegs gewillt, die in diesen Gebieten vorhandenen amerikanischen handelspolitischen Interessen kampfflos aufzugeben.

Im Staatsdepartement glaubt man, dass die nicht unerheblichen handelspolitischen Interessen Amerikas in Mittel- und Südosteuropa stark gefährdet seien, und Beobachter der wirtschaftspolitischen Vorgänge in Washington wollen wissen, dass die hier als „grosse Handelsoffensive" bezeichneten deutschen Wirtschaftsbestrebungen in diesen Gebieten in absehbarer Zeit amerikanischen Widerstand finden werden. Welche Form dieser Widerstand annehmen wird, ist noch nicht bekannt, wohl aber, dass man in amtlichen Washingtoner Kreisen bereits mit der Ausarbeitung von Plänen für die Rettung des amerikanischen Anteils an der Wirtschaft Mittel- und Südosteuropas beschäftigt ist.

Der Gedanke dieses Widerstandes soll besonderen Auftrieb durch das Bekanntwerden der Verlängerung und Erweiterung des deutsch-jugoslawischen Handelsabkommens und des ebenfalls erfolgten Abschlusses eines deutsch-türkischen Handelsabkommens erfahren haben. In diesem Zusammenhang weist man darauf hin, dass der Anschluss des Sudetengebietes an das Reich die Stellung Deutschlands in seinen Handelsbeziehungen mit Polen, Ungarn und anderen südosteuropäischen Ländern erheblich gebessert habe oder in Kürze verbessern werde, weil Deutschland nun die nach mehr Waren als zuvor liefern könne.

Der Wert des amerikanischen Warenexports nach der Tschechoslowakei, Polen, Ungarn, Jugoslawien, Rumänien, Bulgarien, Albanien, der Türkei und Griechenlands bezifferte sich in den ersten acht Monaten des vergangenen Jahres auf etwa 62 000 000 Dollar, die amerikanische Einfuhr aus diesen Ländern auf etwa 50 000 000 Dollar, was einem amerikanischen Jahresexport von etwa 93 000 000 Dollar und einem Import von etwa 75 000 000 Dollar entsprechen würde.

Die besten Abnehmer unter den genannten Ländern waren die Tschechoslowakei, Polen, die Türkei und Griechenland in dieser Reihenfolge. So weit die Tschechoslowakei in Frage kommt, wird der erst kürzlich abgeschlossene amerikanisch-tschechoslowakische Handelsvertrag der Aenderung des Gebietsstandes der Tschechoslowakei entsprechend abgeändert werden müssen; in der Türkei weilen seit geraumer Zeit amerikanische Handelsunterhändler, ohne indessen bisher einen Erfolg ihrer Bemühungen aufzuweisen zu können; was die anderen Länder anbetrifft, so haben in einigen bereits Vorverhandlungen über Handelsverträge stattgefunden, während die amerikanischen Handelsattachés in allen Ländern bereits Anweisungen haben, den Handel nach Möglichkeit im Sinne der Hüllschen Handelspolitik zu fördern.

Im übrigen scheint man hier zu befürchten, in Mittel- und Südosteuropa insbesondere amerikanische Automobile, Lastkraftwagen, Öl-Bohr- und Verarbeitungsmaschinen, Büromaschinen, Telefon-, Telegraphen- und Funkanlagen, Filme und elektrische Apparate, Baumaschinen und Automobilreifen nicht mehr loszuwerden.

Vor allem aber fürchtet Washington, dass seine handelspolitische Vormachtstellung in Mittel- und Südamerika durch die deutsche Wirtschaftspolitik beschnitten werden könne. In amerikanischen Handelsfachkreisen vertritt man die Ansicht, dass das Jahr 1939, nachdem sich der Anschluss Deutschösterreichs und des Sudetengebietes voll ausgewirkt haben würden, durch einen verschärften Wirtschaftswettlauf zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten auf diesem Erdteil gekennzeichnet werde. Deutschlands Bevölkerungszuwachs von 10 000 000 sowie der Erwerb neuer Gebiete und wertvoller Industriezweige setzen nicht nur einen erhöhten deutschen Anteil am Handel Lateinamerikas als Absatzgebiet deutscher Fertigfabrikate voraus, sondern eröffnen auch eine grössere Aufnahmefähigkeit für Rohstoffe aus dem westlichen Erdteil.

Ausserdem werde Deutschland durch den Erwerb neuer Gebietsteile, die seine Grenze bis zum Balkan vorschoben, in die Lage versetzt, zum Umschlagplatz für südamerikanische Produkte für einen grösseren Teil Europas zu werden.

Da man den Kampf gegen den deutschen Wettbewerb am lateinamerikanischen Handel nicht mit besserer und wohlfeilerer Leistung aus dem Felde schlagen kann, wird das Absatzringen fraglos wieder, wie so oft, von Washington aus auf das politische Gebiet hinübergeworfen werden.

Putz empfohlen

Das Wichtigste der Woche

29. Dezember. — Der italienische Aussenminister Graf Ciano hat mit dem bevollmächtigten Minister Uruguays ein Abkommen zur Ergänzung des Handelsvertrages zwischen beiden Ländern unterzeichnet. Dieses Abkommen sieht die Verdreifachung des Handelsaustausches gegenüber den letzten Jahren vor.

Nach einer Meldung des „Giornale d'Italia" wird der Postflugdienst zwischen Italien und Südamerika in der zweiten Hälfte des Januar mit Schnellflügen aufgenommen werden, die der Oberst der Luftfahrt Biseo durchführen soll.

Der Lebensmittelverbrauch in Deutschland während des Weihnachtsfeiertage erreichte Ziffern, die diejenigen aller vorherigen Jahre weit überschreiten. 1,7 Millionen Gänse wurden gegenüber 1,5 Millionen im Vorjahre geschlachtet.

Bei der Diskussion zu dem Haushaltsvorschlag für das Kriegsjahr sprach Ministerpräsident Daladier vor dem Senat über die Organisation des französischen Heeres. Er betonte die Notwendigkeit, die Effektivstärke des Kolonialheeres auf die gleiche des nationalen Heeres zu bringen. Man werde auch den Versuch machen, den besten eingetragenen Unteroffizieren die Offizierskarriere zu öffnen.

Das französische Kolonialministerium bestätigte den Beschluss der französischen Regierung, ein Bataillon Senegalschützen nach Französisch-Somaliland zu schicken, um die dortige Garnison zu verstärken. In französischen Kreisen bestreitet man nicht, dass die Entsendung der Senegalschützen aus Anlass der wachsenden französisch-italienischen Spannung beschlossen wurde.

Im tschechoslowakischen Amtsblatt wird das Dekret veröffentlicht, das die Auflösung aller Organisationen der Kommunistischen Partei in der Tschechoslowakei anordnet. Nachdem die 25 kommunistischen Abgeordneten aus dem Parlament ausgeschlossen sind, hat dieses nur 206 Abgeordnete gegenüber 309, die es vor der Abtrennung des sudetendeutschen Gebietes besass.

Die tschechoslowakische Unterrichtsverwaltung hat die Verfügung verschärft, nach der die Bilder des Präsidenten Masaryk und des ehemaligen Präsidenten Benesch aus den Schulen entfernt werden sollen. Es ist verboten, in öffentlichen Räumen die Bilder noch lebender Persönlichkeiten auszuhängen, was so viel besagen will, dass das Bild Masaryks, aber nicht das Beneschs ausgehängt werden darf.

30. Dezember. — Unter Berücksichtigung der Veränderung in der mitteleuropäischen Lage hat die französische Gruppe, die bisher die Aufsicht in den Skodawerken ausübte, sich ihrer Aktienpakete entledigt und sie an eine tschechoslowakische Industriegruppe verkauft. Zwischen der grossen französischen Waffenfabrik Schneider-Creuzot und Skoda bestand eine intime Zusammenarbeit, die sich auch auf die Technik des Waffenhandels anlehnte.

Der englische Journalist Vernon Bartlett schreibt in seiner Londoner Chronik, Deutschland werde im Jahre 1939 die Kolonien Belgiens und Hollands für sich in Anspruch nehmen und im Falle einer Weigerung dieser Länder vor einer Invasion nicht zurückschrecken. Die deutsche Presse lehnt diese neue Lügenkampagne vonseiten Englands entschieden ab.

Nach einer Verfügung des Führers wurde der Reichsverband für Leibesübungen als „NS-Reichsverband für Leibesübungen" in die

Parteiorganisation eingegliedert. Der Verband ist mit vier Millionen Mitgliedern die grösste Sportgruppe der Welt.

Nach einem aufklärenden Leitartikel des „Jour" sind die alarmierenden Gerüchte über die italienischen Truppenkonzentrationen an der Grenze von Französisch-Somaliland dem französischen Kolonialminister Mandel zu verdanken. Der „Jour" erklärt, dass die französische Öffentlichkeit auf solche Beunruhigungen nicht hereinfallen wird.

Der englische Premierminister Neville Chamberlain veröffentlicht in einer englischen Zeitschrift seine Neujahrsbotschaft, in der er feststellt, dass das Jahr 1938 keine Ursache für eine pessimistische Voraussicht in die Zukunft biete.

Die British Empire Union beschäftigt sich in einem Aufsatz in den „Times" mit dem ungelösten Problem des Weltreiches und schlägt die Finanzierung der Erwerbslosenwanderung aus England nach dem gesamten Weltreich vor.

In Warschau wurden zweiunddreissig polnische Freimaurerlogen aufgelöst und deren Güter vom Staate konfisziert.

Der Bezirkskommandeur von Jerusalem hat allen arabischen Taxichauffeuren die Lizenz entzogen. Er begründet dies damit, dass aus den Autos, die von Arabern geführt wurden, gegen englische Truppen geschossen worden sei.

Das peruanische Handelsblatt „El Mercurio" erklärte, dass Ibero-Amerika als Produzent von Rohstoffen seine Beziehungen zu der übrigen Welt nicht abbrechen könne.

31. Dezember. — Zum Jahreswechsel hat der Führer einen Aufruf erlassen, in dem er zu den Ereignissen des Jahres 1938 Stellung nahm. Der Führer erwähnte dankbar die Leistungen von Partei, Wehrmacht, Wirtschaft und Verwaltung. Die Einigkeit des deutschen Volkes habe dazu beigetragen, eine europäische Frage ohne Krieg zu lösen. Die Zukunft stelle drei Aufgaben: Erziehung unseres Volkes zur nationalsozialistischen Gemeinschaft, Verstärkung der Wehrmacht und glückliche Durchführung des Vierjahresplans.

Ein in der Deutschen Diplomatisch-Politischen Korrespondenz erscheinender Artikel beschäftigt sich mit der Fragestellung der ausländischen Presse, welche Haltung Deutschland gegenüber den von Italien an Frankreich gestellten Forderungen einnehmen werde. Nach dem Kriege hätten die alliierten Mächte die Italien gegebenen Versprechungen nicht erfüllt. Es sei zu erwarten, dass es als ein günstiges Symptom betrachtet werden kann, dass Italien sich bereitfinde, eine korrekte Lösung herbeizuführen, wenn Frankreich direkte Verhandlungen mit Italien ohne Vermittler aufnimmt.

Nach einer Meldung der „Berliner Borsenzeitung" finden die Flottenmanöver der USA zwischen der Küste Nordamerikas und der nördlichen Küste Brasiliens in der Höhe des Äquators statt. Die Flottenübungen dehnen sich von Januar bis Juni aus.

2. Januar. — In Berlin werden zurzeit Flottenbesprechungen zwischen Deutschland und England geführt. Die Besprechungen beziehen sich auf den Bau deutscher Unterseeboote, der in Betracht der grossen sowjetrussischen Unterseeboote gegenwärtig durchgeführt wird.

Der Führer als Oberster Befehlshaber der deutschen Wehrmacht und die drei Oberbefehlshaber der Wehrmachtsteile haben an die Wehrmacht Neujahrsgrüsse gerichtet, in denen in soldatisch knappen Sätzen für die Leistungen des Jahres 1938 gedankt wird.

Mit einem Flug von 6400 Kilometer ohne Unterbrechung hat das auf einem Langstreckenflug nach Australien befindliche zweiseitige deutsche Kabinen-Kreiselflugzeug „Arado 79" während seiner vierten Etappe einen neuen internationalen Langstreckenrekord für Leichtflugzeuge aufgestellt.

Die japanischen Blätter „Osaka Mainichi" und „Tokio Nishi Nishi" veröffentlichten anlässlich des Jahresbeginns einen Gruss von Reichsaussenminister v. Ribbentrop, in dem er dem befreundeten japanischen Volke die besten Wünsche des deutschen Volkes entbietet. Der Reichsaussenminister spricht weiterhin von der Stärke des weltpolitischen Dreiecks.

Die „Relazioni Internazionali" vertreten in einem Artikel den Standpunkt Italiens in der Tunis-Frage: „Für Italien ist Tunis eine Lebensfrage, für Frankreich nur eine Frage der Vorherrschaft. Im Mittelmeer kann aber keine Politik der Vorherrschaft getrieben werden. Wer über dieses Meer mit Italien nicht verhandeln will, spielt ein gewagtes Spiel."

„Daily Telegraph" veröffentlichte statistische Angaben, die die Verluste der britischen Handelsmarine während des letzten Jahres in dem spanischen Bürgerkrieg und im japanisch-chinesischen Krieg aufwiesen. Schiffe im Wert von siebeneinhalf Millionen Pfund und mit einer Gesamttonnage von 204 283 Tonnen seien verlorengegangen.

3. Januar. — Anlässlich des Jahreswechsels hat der Führer dem italienischen Regierungschef telegraphisch seine herzlichsten Wünsche für ihn und sein grosses Werk übermittelt und an die beiderseits bewiesene Freundschaft erinnert. Der Duce schrieb in einem Erwidierungsgruss, dass die beiden Revolutionen auch in Zukunft zusammenmarschieren werden.

Die deutsche Presse hält sich in der fran-

zösisch-italienischen Streitfrage aufs äusserste zurück. Inmerhin sind die Kontinente der deutschen Blätter, die sie anlässlich der Reise Daladiers nach Tunis schreiben, als eine gemässigte Unterstützung der italienischen These anzusehen, wobei sie sich jeglicher Angriffe gegen Frankreich enthalten.

Vom 1. Januar dieses Jahres ab muss jedes deutsche Mädchen ein Land- oder Familienhilfejahr ableisten, wenn es in einem Büro oder in einer Werkstatt angestellt zu werden wünscht. Das Pflichtjahr soll in der Hauptsache als Hilfe für die Landfrauen und kinderreichen Mütter gedacht sein, gleichzeitig aber auch das Interesse an der Haus- und Landarbeit erwecken.

In Budapest wurde ein Verband für jüdische Auswanderung gegründet, der sich zur Aufgabe gemacht hat, für dreissigtausend jüdische Familien die Einreiseerlaubnis nach Argentinien zu erhalten.

Ministerpräsident Daladier wohnte einem grossen Empfang in der Präfektur in Ajaccio bei. In einer Rede betonte er, dass Korsika den Franzosen den Kaiser Napoleon gegeben habe.

Zur Tunis-Frage veröffentlichte die englische Zeitung „Daily Telegraph" einen Leitartikel, in dem sie die französische Haltung skizziert. Es sei für Frankreich unmöglich, Tunis preiszugeben, weil dieses Land der strategische Schlüssel des französischen Kolonialreiches sei. Das Land könne nur ausgeliefert werden, wenn Frankreich auf dem Schlachtfeld unterliege oder darauf verzichte, eine Weltmacht zu sein.

Während des zweiten Halbjahres 1938 haben die britischen Militärgerichte 69 Todesurteile gegen Araber gefällt.

4. Jan. — Innerhalb der deutschen Handelsmarine wurde aus Mangel an Arbeitskräften in Deutschland das Verbot von Anstellung weiblichen Schiffspersonals aufgehoben.

Der faschistische Nationalrat nahm eine Entscheidung an, die auf die grosse Bedeutung der Repatriierung der bisher im Ausland lebenden Italiener hinweist. In der Rückkehr der bisher im Ausland lebenden Italiener nach Italien sieht der Grossrat den sichersten Beweis für den Stolz, den alle Italiener empfinden, dem Italien Mussolinis anzugehören.

Die italienische Presse weist auf das Interesse hin, das in ganz Europa auf den bevorstehenden Besuch des englischen Premierministers in Italien gerichtet ist. „Corriere della Sera" spricht von einer Neuregung des Mittelmeerproblems als einer notwendigen Folge des Münchener Abkommens und des Sturzes des Versailler Systems.

Während des Besuchs des Ministerpräsidenten Daladier auf der Insel Korsika häufen sich in der italienischen Presse die Artikel, die den italienischen Charakter der Insel beweisen.

Ministerpräsident Daladier betrat auf seiner Mittelmeerreise den Boden von Tunis. Sein erster Besuch galt den Befestigungswerken von Metline. Bei dem grossen Bankett im Hotel Majestic in Tunis hielt Ministerpräsident Daladier eine Rede, in der er Tunis die Grösse der französischen Heimat überbrachte. Frankreich werde die Aufgaben, die ihm in Nordafrika gestellt würden, auf der Grundlage der Freiheit und Brüderlichkeit lösen.

„New York Times" kündigen die Eröffnung einer zweiten „Lima-Konferenz" an; die hinter streng verschlossenen Türen tage. Die Konferenz habe die Aufgabe, die Möglichkeit einer Offensive gegen den Einfluss der autoritären Staaten in Südamerika zu erörtern.

Baruch gegen jüdische Einwanderung

Bernhard Baruch, einer der einflussreichsten Juden Amerikas, hat sich bei seinen Rassegenossen unbeliebt gemacht. Baruch, einer der reichsten Männer Amerikas, Berater der Präsidenten Wilson und Roosevelt, war zum Mitglied des auf Betreiben Roosevelts eingesetzten Hilfsausschusses für die jüdischen Flüchtlinge ernannt worden.

Baruch hat sich jetzt aber von dieser Liste streichen lassen und hat überdies, einer Washingtoner Meldung zufolge, den zuständigen Regierungsstellen wie auch dem Präsidenten selbst nahegelegt, die Finger von diesem Problem zu lassen, weil durch eine grössere jüdische Einwanderung auch in USA antisemitische Gefühle ausgelöst werden könnten.

„Bremen" kommt nach Santos

Der Schnelldampfer „Bremen" des Norddeutschen Lloyd, das grösste und schönste Schiff der deutschen Handelsflotte, wird im März auf seiner Rundreise um Südamerika die Häfen Santos, Rio und Bahia anlaufen. Mit 51.656 Tonnen ist die „Bremen" das viertgrösste Schiff der Welt. Da das Schiff in den einzelnen Häfen längere Zeit verweilt, wird es den Deutschen in S. Paulo und Santos möglich sein, den aus zahlreichen Wä- dern bekannten Dampfer zu besichtigen.

Pax americana

Nach der Panamerika-Konferenz in Lima

Wie bereits bekannt, wurde die VIII. Panamerikanische Konferenz in Lima mit der Annahme einer „Deklaration“ über die Solidarität aller Teilnehmer abgeschlossen. Diese Erklärung entspricht den USA-Wünschen bezüglich der Konferenz zwar nicht im erwarteten Masse, ist aber zweifellos immer noch positiv zu werten im Vergleich zu den Schwierigkeiten, die bei ihrer Ausarbeitung mit viel Geschick überwunden werden mussten. Besonders Argentiniens Stellung liess sich mit den anderen Staaten nicht ohne weiteres in Einklang bringen. Das Zustandekommen der Deklaration ist in erster Linie der brasilianischen Vermittlung zu verdanken. Damit ist jedoch die südamerikanische Entschlusskraft auf politischem Gebiet viel stärker in Erscheinung getreten, als in Washington wahrscheinlich vermutet wurde. Das Panamerikanische Problem wird auch weiterhin immer wieder stark zur Aussprache stehen. Aus diesem Grunde sind die nachstehenden Ausführungen zum Thema Panamerika unter besonderer Berücksichtigung der Taktik der Vereinigten Staaten von wesentlicher Bedeutung.

Seitdem Argentinien, Brasilien und Chile den Weg zum Industriestaat betreten haben, steigerte sich — vor allem in den hochentwickelten Industrieländern der Welt — das Interesse an Südamerika, wobei zu beachten war, wie von verschiedenen Staaten mit der Wirtschaftspolitik gleichzeitig eine grosszügige kulturelle Propaganda vorgetrieben wurde.

Vor allem die Vereinigten Staaten von Nordamerika setzen Theater, Presse, Film, Schule, Mission und nicht zuletzt wissenschaftliche Forschungen bewusst für die kulturelle Propaganda ein. Schon vor Jahren haben sie ihre wertvolle Rockefeller Foundation scheinbar selbstlos zur Verfügung gestellt. Wer etwa zweifeln sollte, ob die vielen Propagandaschulen neben den zahllosen Missionschulen nicht alle in eine planvolle Handelspolitik eingegliedert sind, braucht sich nur die Mühe zu machen, alles bis in die kleinsten Verästelungen zu verfolgen. Ob die Betroffenen selbst, nämlich die südamerikanischen Staaten, in vollem Ausmass damit einverstanden wären, dass der fortschreitende Yankeeinfluss sie eines Tages zu Vasallenstaaten der Union macht, ist freilich eine Frage, die noch offen bleibt. Auf Brasilien scheint diese Vermutung nach den letzten unmissverständlichen Erklärungen des Bundespräsidenten nicht anwendbar. Eines dürfte sicher sein, Washington hat lange versucht, unter seiner Führung den gesamten amerikanischen Erdteil vom äussersten nördlichen Zipfel bis zur tiefsten südlichen Ecke hin von Europa zu isolieren.

Diese freiwillig erstrebte Isolierung hat die USA freilich niemals abgehalten, an den europäischen Verwicklungen so viel als möglich zu verdienen. Auf die wirtschaftliche Verflechtung wollte man also keineswegs verzichten. Sobald aber irgendein europäisches Land auch nur die einfachste Schlussfolgerung aus Amerikas Haltung ziehen wollte, da wiederhalte es plötzlich in der ganzen Welt von den Entrüstungsrufen der USA.

Nach dem kürzlichen Abschluss des britisch-amerikanischen Handelsvertrages bemüht sich nun eine gewisse amerikanische Wirtschaftsfachpresse, neue Grundzüge einer wirtschaftlichen Panamerika-Bewegung aufzustellen und die Anpassung an den soeben geschlossenen Handelsvertrag zu erörtern. Hoffentlich werden keine Rechenfehler gemacht! Für Deutschland besteht jedenfalls keine Veranlassung, den verschiedenen Gedankengängen zu folgen und auf etwaige Trugschlüsse hinzuweisen. Symbolhaft jedoch war unlängst eine Meldung, wonach mit der Rückfahrt des Dampfers „Pan America“ — einem im Augenblick besonders interessanten Namen — von Buenos Aires nach Newyork der seit über 50 Jahren bestehende Südamerikadeust der in Zahlungsschwierigkeiten geratenen Munson-Linie sein Ende gefunden hat. Die Fachpresse der USA will sich nicht eingestehen, dass die Vereinigten Staaten mit ihrer Handelspolitik in den letzten Jahren doch manchen empfindlichen Schlag sich selbst beigebracht haben. Der wirtschaftliche Feldzug

in Südamerika und der hinter der Kulisse manchmal recht erbitterte Kampf sollen dafür offensichtlich einen Ausgleich bringen. Im Anfang war besonders deutlich das Streben zu erkennen, diese Länder in eine kapitalistische Abhängigkeit von Wall Street zu bringen. Washington musste allerdings bei den Spaziergängen Onkel Sams in Südamerika in den letzten Jahren stets feststellen, dass die lateinischen Brüder gegenüber dem mächtigen „primus inter pares“ mit der Zeit immer hellhöriger wurden. Die Unterschiede politischer, rassenmässiger, kultureller und weltanschaulicher Art endigen zwangsläufig in einigen Meinungsverschiedenheiten zu dem „Kolos des Nordens“, wie sie auch am Tisch der Konferenz zu Lima offensichtlich wurden. Dazu kommt noch, dass mit der langsamen Konsolidierung der Wirtschaftskrise in den massgebenden Staaten die Länder der Neuen Welt sich nicht mehr wie früher um die panamerikanische Achse bewegen können, ohne sich auch gleichzeitig um die Vorgänge jenseits des Atlantiks oder des Pazifiks zu kümmern. Vor allem die Washingtoner Diplomatie wird durch die Entwicklung der Dinge ständig mehr gezwungen, nach dem Fernen Osten zu schauen. Seit Simon Bolivar 1824 die erste Panamerikanische Konferenz einberief, hat sich eben manches verändert.

Der gewaltige Aufschwung der Vereinigten Staaten in der Nachkriegszeit züchtete einen Hochkapitalismus, der sich in einem Imperialismus fortsetzte. Ueberall dort, wo man eigene Interessen wahrzunehmen hatte, wurden Freiheit und Schutz der südamerikanischen „Brüder“ hintangestellt und vernachlässigt. Die Geschichte bietet Beispiele genug, wie im Laufe der Zeit die Monroe doktrin nach Gutdünken ausgelegt worden ist. Der aus dieser Lehre so gern abgeleitete Panamerikanismus wird von der vorhin erwähnten amerikanischen Presse mit Seitenhieben auf Deutschland gern identifiziert mit Liberalismus, Demokratie oder gar mit der Verteidigung der Menschenrechte. Dabei übergeht man völlig, dass unter der republikanischen Staatsform mancher amerikanischer Länder sich mitunter recht autoritäre Regierungsformen verbergen. Eine Untersuchung, ob die Vereinigten Staaten von Nordamerika selbst jetzt noch nach ihrer ursprünglichen republikanischen Verfassung regiert werden oder ob die auf Ermächtigungsgesetzen fussende Regierungsform nicht schon als autoritäre angesehen werden muss, kommt natürlich gar nicht in Frage.

Es hat sich in Lima auch gezeigt, dass das panamerikanisch-republikanische Ideal heute wegen seines einmütigen Ausdrucks gewisse Widerstände überwinden musste.

Nun wäre es verfehlt, anzunehmen, dass der Panamerikanismus nur eine politische Seite kennt. Die Triebkraft eines wirtschaftlichen Panamerikanismus soll man nicht unterschätzen, wenn der wirtschaftliche Panamerikanismus sich auch erst seit dem Ausbruch des Weltkrieges entwickelt hat. Schliesslich war ja der Beitritt Amerikas an die Seite der Kriegführenden nicht zuletzt auch aus jüdisch-geschäftlichen Erwägungen heraus möglich.

Vor Jahren hat Präsident Theodor Roosevelt einmal den Ausspruch getan: „So wie das neunzehnte Jahrhundert im Zeichen des Wachstums und Aufstrebens von Nordamerika gestanden hat, so wird das zwanzigste Jahrhundert im Zeichen des Aufblühens von Südamerika stehen.“ Diese Auffassung ist bei den Südamerikanern mit ihrem optimistischen Naturell natürlich noch stärker. Es wird in der Tat also sehr viel davon abhängen, ob Südamerika sich entwickeln kann, ohne von aussen her gestört zu werden.

In beinahe allen Ländern Südamerikas sind grisse natürliche Reichtümer entweder bereits bekannt oder sie werden schon ausgebeutet. Doch fehlt es den Ländern nicht nur an Kapital, sondern grosse Gebietsteile kennen überhaupt noch keine einigermassen brauchbare Verkehrswege. Die wirtschaftlichen Beziehungen der südamerikanischen Länder unter sich sind nicht mehr bedeutend, weil ja kaum ein Land etwas von dem kauft, was das andere hervorbringt. Was bedeutet es schon, wenn Mittelamerika beispielsweise etwas Kaffee nach Chile und Argentinien schickt und diese beiden Länder dafür nach Mittelamerika kleine Mengen Mais abgeben. Die südamerikanischen Länder sind heute noch in erster Linie Rohstoffgebiete, deren Wirtschaft auf die Ausfuhr ihrer Erzeugnisse nach Europa und Nordamerika angewiesen

ist. Nachdem durch die Entwicklung in der Nachkriegszeit viele Abnehmerländer ihre Einfuhr aus Lateinamerika einschränken mussten, war Südamerika vor die Notwendigkeit gestellt, die verlorengegangenen Märkte durch andere zu ersetzen, um den bisherigen Absatz einigermassen sicherzustellen. Daraus ergab sich schon zwangsläufig zunächst eine Verständigung unter den amerikanischen Ländern, die auch ohne Panamerikanismus zum Rollen gebracht worden wäre. Als Beweis dafür kann man die Beteiligung der südamerikanischen Staaten an den grossen Konferenzen ansehen, die sich mit den Welthandelsartikeln, wie Kaffee, Zucker und Getreide, beschäftigen.

Gerade jetzt wird es gut sein, zum Verständnis des Konferenzergebnisses in Lima an einige grundlegende Dinge zu erinnern, vor allem auch an die Rolle der Vereinigten Staaten als Finanzmann Südamerikas. Schon einige Beispiele lassen die Bedeutung dieser Entwicklung erkennen, denn in Chile stieg die Summe der dort angelegten Kapitalien aus

USA von 15 Millionen Dollar vor dem Kriege auf etwa 500 Millionen Dollar heute. In Argentinien sind jetzt gleichfalls ungefähr 500 Millionen Dollar nachweisbar, während vor dem Weltkrieg erst 40 Millionen Dollar von den USA her dort investiert waren. In Brasilien erreichen die Kapitalanlagen der Vereinigten Staaten heute schätzungsweise rund 400 Millionen Dollar gegenüber etwa 50 Millionen Dollar vor dem Kriege. Aus diesen wenigen Angaben sieht man, wie die Vereinigten Staaten in einem Zeitraum von wenig mehr als 20 Jahren die Stellung Englands unterminiert haben. Ziehen wir den Durchschnitt der verschiedenen Schätzungen über die ausländischen Kapitalanlagen in den südamerikanischen Staaten zusammen, dann gibt das eine Summe von über 14 Milliarden Gold-dollar. Die an der Londoner Börse notierten Effekten lassen die Berechnung einer Kapitalanlage von etwa 1200 Millionen Pfund zu. Auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika fallen etwa 4—5 Milliarden Dollar insgesamt, während sich die übrigen Länder in ungefähr 2 Milliarden Dollar teilen.

Diese Zahlen dürften auch einem Unbefangenen deutlich machen, warum die Vereinigten Staaten die „autoritären“ europäischen Länder als den „Schwarzen Mann“ hinstellen, nur um ihr eigenes Schäfflein besser unter Dach zu bringen. K. v. S.

Korsika

Von Dr. Walter Hagemann

Wer sich von Genua kommend Bastia nähert, der grössten Stadt Korsikas, der glaubt einen italienischen Binnensee überquert zu haben. Es sind die gleichen Steilwände der Ligurischen Alpen, die sich ihm am Horizont entgegen türmen, es ist die gleiche südliche Vegetation, die sich als freundlicher Kranz rings um die Hafenstadt legt. An Land gegangen, verfällt der Reisende noch stärker diesem Eindruck. Bastia ist eine Handelsstadt italienischen Gepräges, mit Kirchen und Patrizierhäusern im norditalienischen Stil. Die Altstadt mutet an wie ein kleines Genua, jeder Stein scheint davon zu erzählen, dass hier die Genuesen jahrhundertlang den Ton angaben. Der italienische Menschentyp beherrscht das Strassenbild, italienisch spricht der Gepäckträger, der Hafenarbeiter, der Händler, der Cafétier. Auch das Leben und Treiben auf dem Markt, in den Gassen, die Lebensgewohnheiten der Bastianer tragen italienisches Gepräge. Dieser Eindruck wird nicht verwischt, sondern vertieft, wenn man ins Land hineinfährt, über die Berge nach Calvi oder zum Hochsitz des alten Korsentums, nach Corte. Gewiss, hier beherrschen nicht genuesische, sondern korsische Erinnerungen das Feld; denn Korsika in seiner insularen Sonderstellung hat immer seine eigenen Traditionen gehabt und sein besonderes korsisches Menschentum geprägt. Aber es ist darum nicht weniger italienisch als das Bauerntum der Abruzzen oder das eigenwillige, eigenwüchsige Volkstum, das sich bis auf unsere Tage in Apulien und im Innern Siziliens erhalten hat. Kein Zweifel, Korsika ist, völlig gesehen, ein Bestandteil jenes italienischen Raumes, der sich vom Fusse der Alpen über Sardinien, Sizilien und Malta bis nach Tunis, dem Erker Nordafrikas, hinzieht.

Freiheitskämpfe der Korsen unter General Pasqual Paoli miterlebt, er galt als glühender korsischer Patriot, und er war es, der als junger Leutnant, Absolvent der Kriegsschule in Brienne, seine korsischen Altersgenossen zur Empörung gegen Frankreich aufstachelte. Napoleon Bonaparte, der es bekanntlich nie im Leben zur vollen Beherrschung der französischen Sprache brachte, hat in seinem Wesen und Temperament die Grundzüge korsischer Eigenart, ihren Stolz, ihr Herrentum, ihr Ungestüm lebenslang bewahrt. Erst im Jahre



1800 ist Korsika endgültig französisch geworden. Napoleons Macht und späterhin Napoleons Mythos band dieses freiheitsdurstige Bergvolk endgültig an Frankreich. Indem ein Korse Frankreich eroberte, gewann Frankreich Korsika.

Es ist der französischen Verwaltung nicht gelungen, aus Korsen Franzosen zu machen. Seitdem an den nahen italienischen Küsten der Stern des neuen Italien emporstieg, wuchs die Zahl derer, die verlangend nach Turin und später nach Rom hinüberschauten und sich der alten historischen Gemeinschaft erinnerten. Korsika hat oft im Lauf der letzten zwei Jahrtausende den Herrn gewechselt, selten war es unabhängig, die meisten seiner Herren sassen auf italienischem Boden. Den Etruskern und Kathagern folgten die Römer, die über siebenhundert Jahre die Insel beherrschten. Vandalen, Goten, Langobarden, Sarazenen und Franken geben kurze Gastspiele. Dann erscheinen wieder italienische Herren, Pisa, die Päpste und schliesslich für vier Jahrhunderte die Genuesen, gegen die die freiheitsdurstigen korsischen Bergstämme oft vergeblich rebelliert haben. Erst 1734 gelingt es dem korsischen General Giaferi, das Land von den Genuesen zu befreien, und ein Jahr später wird in Corte die „ewi-

ge Trennung" von Genua beschworen, und ein westfälischer Adliger und Abenteurer, Theodor von Neuhoft, herrscht für die kurze Dauer eines Jahres in Cervione als „König von Korsika“.

Die Genuesen kehren zurück, mit ihnen die Franzosen, die Engländer kreuzen mit ihren Fregatten auf, und dann münden die korsischen Irrfahrten in die französische Herrschaft ein. Immer war der Stärkere Herr, immer musste sich das Volk der Korsen der siegreichen Waffen beugen. Wird eines Tages ein Stärkerer kommen, der Frankreich die korsische Beute entreißt?

Wie ein Keil schiebt sich Korsika zwischen den Golf von Genua und das Tyrrhener Meer. Nur fünfzehn Kilometer breit ist die Strasse von Bonifacio, die Korsika von Sardinien trennt, nur vierundachtzig Kilometer ist es von Bastia zur toskanischen Küste, nur einhundertfünfzig Kilometer bis Genua. Wer Korsika besitzt, vermag das Tyrrhenische Meer im Westen zu verriegeln und seinen Angriff zur See und zur Luft auf die hafenreiche und städtereiche westitalienische Küste mit Genua, Spezia, Pisa, Rom, Gaeta und Neapel vorzutragen. Korsika ist das „Helgoland“ des westlichen Mittelmeeres, man hat es in Italien eine auf das Herz des Landes gerichtete Pistole genannt.

Frankreich hat auf der Insel starke Luft- und Flottenstützpunkte errichtet, strategisch wichtige Strassen durchziehen die Insel in allen Richtungen, man ist sich in Paris der Schlüsselstellung Korsikas seit langem bewusst. Ein Verlust dieser Insel würde für Frankreich den Verzicht auf seine grössten strategischen Möglichkeiten gegenüber Italien bedeuten. Mehr als das, wenn es Italien gelänge, die strategische Linie von den ligurischen Alpen über Korsika, Sardinien, Sizilien und Pantelleria zu schliessen, so wäre die Flankenbedrohung der französischen Verbindungen nach Nordafrika lückenlos. Diese empfindlichste Stelle des „grösseren Frankreich“ der Wassergraben zwischen dem französischen Mutterland und seinem gewaltigen nordafrikanischen Menschen- und Rohstoffreservoir, bildet seit langem die stete Sorge der verantwortlichen Männer Frankreichs und erklärt

nicht zuletzt seine Haltung im Spanienkonflikt und seinen Anteil an dem Schicksal der Balearen. So gewinnt der Besitz von Korsika zentrale Bedeutung in dem zähen Ringen um die Vorrangstellung im westlichen Mittelmeer. Man ist in Rom überzeugt, dass Italiens Grossmachtstellung im Mittelmeer bedroht ist, solange nicht die Randgebiete des Tyrrhenischen Meeres und des Golfes von Genua fest in italienischer Hand sind.

Korsika bietet für Italien nicht jene grossen Siedlungsmöglichkeiten wie die nordafrikanische Gegenküste. Auch hat Frankreich manches für die wirtschaftliche Erschliessung und die soziale Besserung der Verhältnisse auf der Insel getan, und insbesondere dem Räuberewesen und den blutigen Auswirkungen der zahlreichen Stammes- und Familienfehden ein Ende bereitet. Aber es ergeht Frankreich hier wie in so vielen Gebieten ausserhalb und selbst innerhalb seiner festländischen Grenzen: es hat bevölkerungs- und wirtschaftspolitisch nicht die Kraft, fremdvölkische oder überfremdete Gebiete anzuzugewinnen und sich national unlösbar cinzuverleiben. Italiens Volkskraft aber wirkt allen französischen Vorsichtsmassregeln zum Trotz auch nach der korsischen Insel hinüber, und die faschistischen Ideale haben auch im Korsikum allmählich an Boden gewonnen. Kein Zweifel: Korsikas Bevölkerung würde in ihrer Mehrheit die nationale Unabhängigkeit jeder anderen Lösung vorziehen, und die auf der Insel ständig wachsende antifranzösische Bewegung, die das Recht Korsikas auf eigene Sprache und Selbstverwaltung vertritt, steuert auf die Autonomie der Insel mit allen Kräften hin. Aber diese Bewegung kann ihrer Natur nach nur dorthin ausmünden, wo heute die stärkeren Energien und Kräfte ausstrahlen und wo man sich anheischig macht, das römische Erbe der Vormacht im Mittelmeer anzutreten. In der italienisch-französischen Spannungslinie, die sich von Savoyen über Nizza, Korsika nach Tunis erstreckt und die heute bis nach Djibuti verlängert erscheint, bildet diese Insel den strategischen Drehpunkt; die Hauptbastion, um die auf weite Sicht das Ringen der beiden romanischen Nationen geht.

(Aus „Deutsche Zukunft“)

Die planmäßige Entjudung im Reich gesichert

Der eindeutige Wille des deutschen Volkes, in der werdenden deutschen Volkswirtschaft den Juden nicht zu dulden, weil er immer ein fremdes Element in ihr bleiben und sie auf die Dauer gefährden müsste, hat bereits zu verschiedenen gesetzlichen Massnahmen geführt. Deren wichtigste war die Anmeldepflicht jüdischen Vermögens, ferner die Genehmigungspflicht für die Veräusserung jüdischer Gewerbebetriebe und schliesslich das Verbot, wonach Juden Einzelhandelsgeschäfte nicht mehr betreiben dürfen, und die vorhandenen jüdischen Einzelhandelsbetriebe grundsätzlich aufzulösen und abzuwickeln sind.

War mit diesen Bestimmungen die Judenfrage für den Einzelhandel grundsätzlich gelöst, so traf das auf die übrige Wirtschaft indessen noch nicht zu. Hier war man vielmehr bisher immer noch genötigt, auf dem Wege der freiwilligen Arierisierung zum Ziele zu kommen. Dieser Weg war aber vielfach nicht gangbar, beispielsweise da, wo die jüdischen Inhaber ins Ausland gegangen waren (wie es in der Ostmark besonders häufig der Fall war), wo man ihren Aufenthalt überhaupt nicht kannte oder wo sie sich einfach weigerten, ihren Betrieb freiwillig in deutsche Hand zu überführen. Es musste also eine gesetzliche Grundlage geschaffen werden, die es gestattete, auch in solchen Fällen zwangsweise die Arierisierung zu erreichen.

Das geschieht durch die Verordnung des Reichswirtschaftsministers vom 3. Dezember 1938 über den Einsatz des jüdischen Vermögens, die auf die Ermächtigung vom 24. November 1938 (2. Anordnung zur Verordnung über die Anmeldung jüdischen Vermögens) zurückgeht und im Einvernehmen mit dem Reichsminister des Innern und den übrigen beteiligten Reichsministern erlassen wurde. Damit ist die gesetzliche Grundlage für die Gesamtentjudung der deutschen Wirtschaft, des deutschen Grundbesitzes und sonstiger wichtiger Bestandteile des Volksvermögens gegeben.

Gleich von vornherein sind dabei zwei Feststellungen zu treffen. Die neue Verordnung ändert nichts an dem bisherigen Arierisierungsverfahren — mit einer Ausnahme, die darin besteht, dass in Zukunft den Erwerbern jüdischer Betriebe oder Grundstücke Auflagen in Form einer Zahlung an den Staat gemacht werden können. Es ist das ein Ausfluss der Tatsache, dass durch die Entjudung nicht einzelnen unberechtigten Gewinne zukommen sollen.

Zweitens heilnet die Verordnung nicht etwa eine Enteignung der Juden. Sie schafft lediglich die Möglichkeit, die Arierisierung zu erzwingen da, wo sie aus den obengenannten Gründen bisher nicht möglich war. Auch bei der zwangsweisen Arierisierung wird das Vermögen des Juden auf ordentlichem Wege — das heisst unter Wahrung der berechtigten Ansprüche des Juden — in deutsche Hand überführt.

Die Verordnung gibt den höheren Verwaltungsbehörden, in Preussen den Regierungspräsidenten, in Berlin dem Polizeipräsidenten, in kleineren Ländern den Landesbehörden, die Ermächtigung, einem Juden — gegebenenfalls unter bestimmten Auflagen — die Veräusserung oder Abwicklung seines gewerblichen Betriebes, seines Grundbesitzes oder sonstiger Vermögensteile aufzugeben. Kommt der Jude dieser Aufforderung freiwillig nach, so ist das Verfahren dasselbe wie bei den freiwilligen Arierisierungen — das heisst es unterliegt nur der Genehmigungspflicht. Weigert er sich aber, oder ist ein Inhaber nicht greifbar, dann kann die höhere Verwaltungsbehörde Treuhänder einsetzen, die zu allen gerichtlichen und aussergerichtlichen Geschäften und Rechtshandlungen ermächtigt sind, soweit sie entweder zur Fortführung des Betriebes, zur Veräusserung oder zur Abwicklung notwendig sind. Selbstverständlich gilt auch hier wie bei den Einzelhandelsgeschäften der Grundsatz, dass nicht alle Betriebe erhalten bleiben müssen, sondern nur die, an denen ein wirkliches volkswirtschaftliches Interesse besteht. Die Treuhänder sind keine Amtspersonen, unterstehen aber staatlicher Aufsicht und sind verpflichtet, die Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmannes anzuwenden. Die Kosten der treuhänderischen Verwaltung des Betriebes trägt der jüdische Inhaber. Wie bereits gesagt, gilt der Zwang zur Veräusserung nicht nur für gewerbliche Betriebe, sondern auch für städtischen, landwirtschaftlichen und forstwirtschaftlichen Besitz sowie andere Vermögensteile, insbesondere für Effektenbesitz mit Beteiligungscharakter, für Anteile an einer GmbH. usw. Hierbei kann die Auflage gemacht werden, dass die Verwaltungsbehörden bestimmen, an wen zu verkaufen ist.

Eine selbstverständliche Konsequenz des Zwanges zur Veräusserung von Grundbesitz ist die Bestimmung des Paragraph 7, wonach Juden in Zukunft Grundstücke und Rechte an Grundstücken (Hypotheken, Grundschuldenträgungen usw.) nicht mehr erwerben können. Selbstverständlich dürfen sie infolgedes-

sen auch bei Zwangsversteigerungen nicht als Bieter auftreten. Ebenso muss umgekehrt bei der Versteigerung jüdischer Grundstücke ein deutscher Bieter vorher die Genehmigung dazu einholen. Die Genehmigungsbehörden sind bei landwirtschaftlichen Grundstücken die Landeskulturabteilung beim Oberpräsidenten, bei forstwirtschaftlichen Grundstücken die Landesforstmeister, bei städtischen Grundstücken die Regierungspräsidenten. In Berlin kommt ein Vorkaufsrecht des Staates zur Anwendung, da nur so die Möglichkeit gegeben ist, die Neugestaltung der Reichshauptstadt entsprechend zu berücksichtigen. Alle diese Bestimmungen gelten für inländische und ausländische Juden.

Dagegen gelten die Bestimmungen über den Depotzwang für Wertpapiere sowie über den Erwerb und Verkauf von Juwelen, Schmuck usw. nur für inländische und staatenlose Juden. Diese haben ihre Wertpapiere, wie Aktien, Kuxe, festverzinsliche Werte usw., binnen einer Woche nach Inkrafttreten der Verordnung in ein Depot bei einer Devisenbank einzuliefern. Die Banken sind verpflichtet, diese Depots als jüdisch zu kennzeichnen. Jede Verfügung über ein solches Depot bedarf der Genehmigung des Reichswirtschaftsministers, da eine zentrale Regelung hier in der Natur der Sache liegt.

Weiter wird den Juden deutscher Staatsangehörigkeit und staatenlosen Juden gesetzlich verboten, Gegenstände aus Gold, Platin oder Silber sowie Edelsteine und Perlen zu erwerben, zu verpfänden oder freihändig zu veräussern. Der Erwerb solcher Gegenstände aus jüdischem Besitz ist künftig nur noch durch besondere amtliche Verkaufsstellen gestattet, wie sie bereits bei der Industrie- und Handelskammer bestehen. Die gleichen Bestimmungen gelten für Schmuck- und Kunst-

gegenstände, so weit der Preis des einzelnen Gegenstandes 1000 RM übersteigt.

Als Beschwerdeinstanz gegen Verfügungen auf Grund dieser Verordnung ist je nach der Reichswirtschaftsminister, der Reichsernährungsminister, bzw. der Reichsforstmeister zuständig. Ihre Entscheidungen sind endgültig. Die Beschwerde muss innerhalb von vierzehn Tagen erhoben werden.

Hinsichtlich des Tempos der Entjudung ist zu beachten, dass es sich um eine planmässige Durchführung der Entjudungsaktion handelt, bei der alle volkswirtschaftlichen Interessen gewahrt bleiben müssen. Immerhin dürfte bis zum Herbst des nächsten Jahres die Entjudung im grossen und ganzen durchgeführt sein. So weit ausländische Juden von den Bestimmungen der Verordnung betroffen werden, gilt dieses natürlich nur insoweit, als sie Vermögen im Inland haben und im Inland wohnen. Ueber die Verwendung der Erlöse aus der Veräusserung jüdischer Betriebe und Grundstücke wird von Fall zu Fall entschieden. Es können dabei Schuldverschreibungen zugeteilt oder Schuldbuchforderungen eingetragen werden. Dabei wird man aber immer dem einzelnen Fall Rechnung tragen, insbesondere, wenn es sich um Juden handelt, die auswandern wollen. Hinsichtlich des Effektenbesitzes gilt grundsätzlich, dass jeder Effektenbesitz mit Beteiligungscharakter ausgeschaltet werden muss. Dagegen ist ein jüdischer Streubesitz ungefährlich.

Schliesslich noch ein paar Ziffern über das bisherige Ergebnis der Vermögensanmeldung. Insgesamt sind 7,7 Milliarden RM angemeldet. Davon sind rund 3 Milliarden Grundvermögenswerte. Der Rest entfällt auf sonstige Vermögen einschliesslich des Besitzes an Wertgegenständen, wie Gold, Juwelen, Kunstwerken, Pelzen usw.

Und die weissen Juden?

Es gibt auch weisse Juden!

Diese Entdeckung macht das deutsche Volk nicht erst jetzt, da wir daran sind, die schwarzen Juden loszuwerden. Das Wort vom weissen Juden ist Volkes Stimme von jeher. Mitunter war es sogar ein Argument, das man den Antisemiten entgegenhielt: was wollt ihr, es gibt ja auch weisse Juden, und manchmal sind die weissen Juden sogar noch schlimmer als die schwarzen!

Wer das sagte, vergass aber, dass die Judenfrage nicht allein eine Frage des gerissenen Geschäftemachens und der materiellen Ausplünderung des Wirtsvolkes war. Diese liebwerten Fähigkeiten und Eigenschaften der Juden waren vielmehr nur die Voraussetzung dafür, dass aus der Judenfrage die eigentliche, die politische Frage werden konnte. Erst nach seinem Beutefeldzug gegen das Wirtsvolk wurde das Judentum, auf dieser materiellen Basis fussend, ein politischer Machtfaktor, der seinen Einfluss auf alle Lebensgebiete ausdehnen und alle entscheidenden Positionen besetzen konnte.

Nicht die Tatsache an sich, dass irgendein Bankier Cohn Millionen eraffe, wurde dem deutschen Volke gefährlich, sondern diese Gefahr entstand, sobald der Jude Cohn sein Geld dazu verwandte, volksfeindliche Parteien zu finanzieren, Kunst, Kultur, Theater, Film und Funk zu verjuden und sich schliesslich gar noch die Regierenden hörig zu machen. Die Profitgier der Juden war unter den vielen ihr geringstes Uebel.

So ist auch die Bedeutung der weissen Juden wohl begrenzt und man kann nicht gerade von einer akuten Gefahr der weissen Juden sprechen. Denn der weisse Jude hat ja vom Juden nur die Profitgier, nur die Gerissenheit und Schlaueit, nur die Unbedenklichkeit in der Wahl seiner Mittel, nur die Fähigkeit, Gesetze zu umgehen oder gar zu missbrauchen, nur die schrankenlose Ichsucht und die Unfähigkeit, sich einer Gemeinschaft unterzuordnen. Das ist gewiss ein hübscher Strauss denkbar unerfreulicher Eigenschaften.

Da aber die weissen Juden nichts anderes als diese Eigenschaften gemein haben, da sie keine eigene Rasse darstellen, da sie nicht die Absicht haben können, die Herrschaft eines weissen Judentums einzurichten, kann man sie nicht gerade den schwarzen Juden gleichsetzen und somit ist es also falsch, zu sagen, die weissen Juden wären nicht besser als die schwarzen, folglich nutze es nichts, die schwarzen zu vertreiben.

So viel Schicksalsereignisse stünde uns schlecht zu Gesicht. Wir wollen ja nicht nur die schwarzen Juden vertreiben und dann die weissen etwa ungeschoren lassen, damit sie ungestört auch noch die frei werdenden Positionen der schwarzen Juden einnehmen können.

Wir haben die freundliche Absicht, auch die weissen Juden garantiert unschädlich zu machen, und der Zeitpunkt ist da, an dem man mit dieser Arbeit beginnen muss.

Das deutsche Volk hat ein tief wurzelndes Gerechtigkeitsgefühl. So widerlich ihm die schwarzen Juden sind, so sehr es sie durchschaut hat als die ewigen Träger des Zerfallsbakteriums, als die ewigen Feinde starker, selbstbewusster und lebensstüchtiger Völ-

ker, und so freudig es ihre Austreibung mit allen geeigneten Mitteln begrüss, so entsetzlich ist ihm auch die Vorstellung, dass nun die in seinen Augen minderwertigste Sorte „deutscher“ Menschen, eben die weissen Juden, herrlichen Zeiten entgegengehen sollte.

Das deutsche Volk hat nicht deshalb lange Jahre im politischen Kampf verbracht, es hat nicht die Nervenprobe der Weltjudenhetze, des Kriegsgeschreis der Juden und Freimaurer auf sich genommen, und die deutsche Volkführung hat nicht die ungeheure Aufklärungsarbeit vollbracht, die der Lösung der Judenfrage vorausgehen musste, damit nun die übelsten Beutegeier aus der Hefe des Volkes hervorgekrochen kommen und sich an den gedeckten Tisch setzen, den die Juden eben verlassen müssen.

Das wäre schreiende Ungerechtigkeit, nicht gegenüber den schwarzen Juden, die „nicht schlechter“ sind als die weissen, sondern gegenüber dem anständigen Volk, das den einen Peiniger nicht abschüttelt, um sich den anderen in den Pelz zu setzen.

Nie war die Konjunktur für weisse Juden für gerissene Geschäftemacher und Beutejäger so gross wie in diesen Zeiten der „Arierisierung“.

Gewiss, es betrübt uns nicht, dass ein schwarzer Jude seinen zusammengestohlenen und ergaunerten Besitz zu gesenkten Preisen veräussern muss, und es wäre nur recht und billig, dass er Deutschland mit nichts anderem als den gleichen Lumpen verlässt, mit denen er in den meisten Fällen aus dem Osten hereingekommen ist. Dann soll aber dieses ergaunerte Gut auch an den rechtmässigen Besitzer zurückgelangen, nämlich, so gut dies geht, an das deutsche Volk in seiner Gesamtheit, und nicht an einen jener gerissenen Gauner, die das geringste Verdienst daran haben, dass Deutschland jetzt judenrein wird.

Da wird eine Firma „arisiert“ und der neue Besitzer ist niemand anders als der alte Prokurist, der Renommiergoi des Juden, der seinem jüdischen Chef jahrelang „in Treue“ gedient und wacker geholfen hat, die kleinen Gewerbetreibenden und Kaufleute der Umwelt zu ruinieren. Sind es denn nicht gerade die Judenfreunde und Judengenossen gewesen, die der Entjudung Deutschlands den grössten Widerstand entgegensetzten? Wie kommen sie dazu, die Früchte einer Mühe zu ernten, die nicht die ihrige war?

Da gibt es wackere Rechtsanwälte, die für ihre jüdischen Klienten manche Klinge schlagen und manch einen armen deutschen Teufel über eben diese Klinge springen liessen; heute versuchen sie ihren Sünnenlohn in „Arierisierungen“ anzulegen und jüdische Läden für billiges Geld zu kaufen. Man schiebt einen arischen Strohmännchen vor und versucht so von der Entjudung zu profitieren, die sie am hartnäckigsten bekämpft haben.

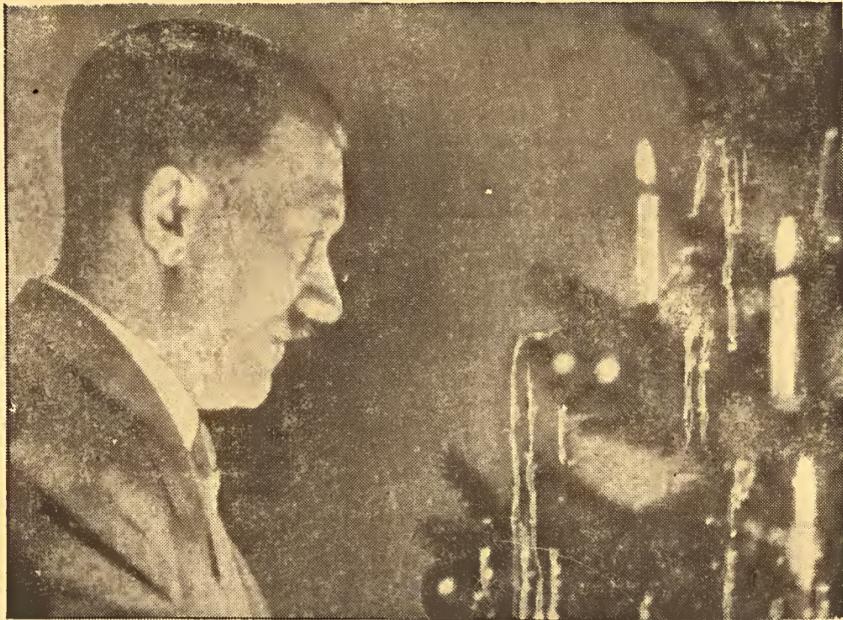
Wäre es nicht besser, man würde tüchtige deutsche Gewerbetreibende, Handwerker, Kaufleute, Fachleute vor allen Dingen, in diese jüdischen Läden setzen und ihnen die Chance bieten, jetzt etwas zu werden, nachdem die gewissenlose jüdische Konkurrenz sie jahrelang erstickt hat?

(Schluss auf Seite 18)

◆ DIE BILDER DER WOCHE ◆



Zum 15. Todestag von Dietrich Eckart — Am 26. Dezember 1925 starb Dietrich Eckart in Berchtesgaden.



Der Führer am Weihnachtsfest



Das Ehrenkreuz für die Deutsche Mutter



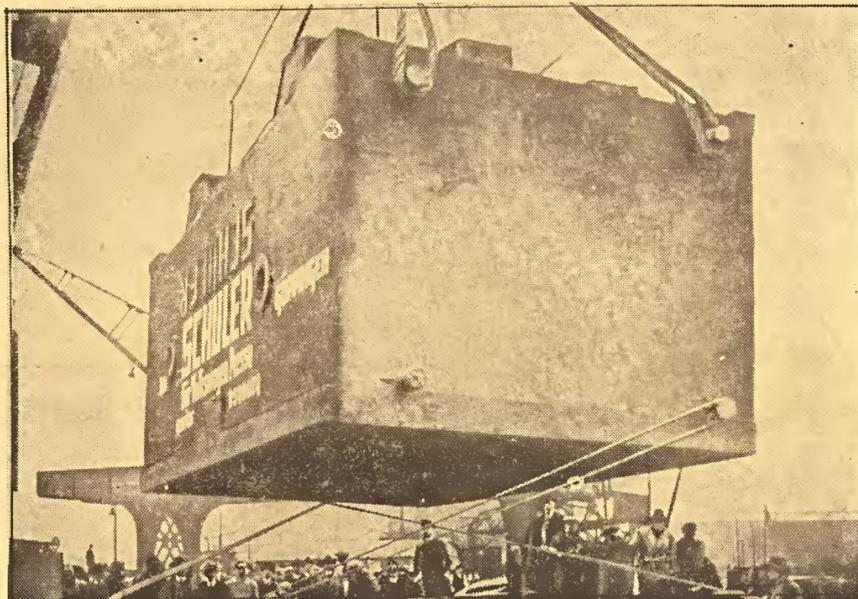
Negozio ariano — Aritisches Geschäft — Im Rahmen der Jugendverordnungen, die das faschistische Italien getroffen hat, kennzeichnen nunmehr die arischen Geschäftsleute Italiens ebenfalls ihre Firmen durch Schilder, in denen der Käufer darauf aufmerksam gemacht wird, daß es sich um ein arisches Geschäft handelt.



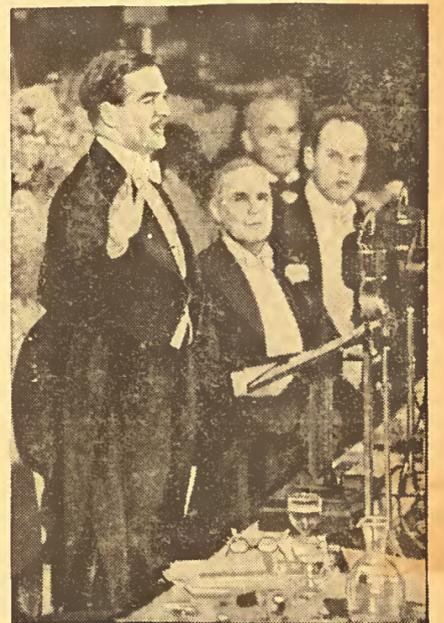
Hindenburgs Arbeitszimmer — Im Märkischen Museum zu Berlin wurde durch Oberbürgermeister und Stadtpräsidenten Dr. Lippert das Arbeitszimmer des vereinigten Reichspräsidenten Generalfeldmarschall von Hindenburg aus der Reichspräsidentenkanzlei als Hindenburg-Gedenkszimmer der Öffentlichkeit übergeben.



Der Invalidendom ist gerettet — „Der Invalidendom brennt!“ Dieser Schreckensruf durchlief unlängst Paris. Das berühmte Gebäude, das auch die sterblichen Ueberreste Napoleons birgt, konnte trotz eines Riesenbrandes, der in einem Mittelgebäude ausgebrochen war, gerettet werden. — Ein Blick auf die Brandstätte. Im Hintergrund die berühmte Kuppel, eins der Wahrzeichen von Paris.



Ein Stahlblock, so groß wie ein Zimmer — Kürzlich wurde im Heilbronner Hafen ein Stahlblock verladen, der das ansehnliche Gewicht von 25 000 kg und die Größe eines geräumigen Wohnzimmers hat. Dieser riesige Block, der vom Dortmund-Hörder Hüttenverein (Vereinigte Stahlwerke) verladen wurde, ist für die erste Hälfte der Matrize (die zweite wird in einigen Wochen folgen) bestimmt, die im Volkswagenwerk die Karosserie für KdF-Wagen pressen soll. Der Stahlblock hat einen Umfang von 5,20 Meter Länge, 3,50 Meter Breite und 3,20 Meter Höhe.



Fünftausend Dollar für Edens Hezrede gegen Deutschland — Wie die New Yorker Wochenzeitschrift „Times“ mitteilt, hat der amerikanische Fabrikantenverband Mr. Anthony Eden für seine deutschfeindliche Rede am 9. Dezember ein Honorar von 5000 Dollar sowie die Reisekosten bezahlt. Niedrigere Angebote wurden abgelehnt. Unser Bild zeigt Mr. Eden bei seiner Hezrede im Waldorf-Astoria-Hotel in New York.

Das Jubiläum einer Weltindustrie

Seife und Fett aus Kohle

Gewaltige Anforderungen stellt die moderne Wirtschaft an den Haushalt der Natur. Sie zu erfüllen, ist ohne die Hilfe der Chemie und Technik den Menschen nicht mehr möglich. Umsomehr ist diese Welt stolz auf die Leistungen und Grosstaten der chemischen Wissenschaft, die ihr die Mittel nicht nur zu einer ausreichenden, sondern auch zu einer verbesserten Lebenshaltung in die Hand gibt. Im Hinblick auf diese Tatsachen muss auf das Jubiläum eines grossen Werkes hingewiesen werden, das als deutsche Gründung heute Weltruf genießt. Vor 25 Jahren, im September 1913, wurde das IG-Farben-Werk Oppau als Bestandteil der Badischen Anilin- und Sodafabrik in Betrieb gesetzt, der die Gewinnung des Stickstoffs aus der Luft in grosstechnischem Ausmass gelungen war. Der Oppauer Forschung war eine Unzahl von Problemen aufgegeben, deren Lösung in die verschiedensten Gebiete der organischen Chemie, insbesondere aber der Chemie der Zwischenprodukte, geführt hat. Neben den Arbeiten zur Herstellung von Stickstoffprodukten, Treibstoffen und Kunststoffen sind insbesondere auch die Oppauer Versuche zur Herstellung von Butadien zu erwähnen, das den wichtigsten Bestandteil des neuen synthetischen Kautschuks „Buna“ darstellt. Hervorzuheben sind ferner die etwa fünfzehn Jahre zurückreichenden Arbeiten über die Paraffin-Oxydation, welche mithelfen werden, den Oel- und Fettbedarf der Welt zu befriedigen und die die Seifenfabrikation auf eine neue Basis stellen. Auch auf dem Gebiete der Versorgung mit hochwertigen Fasern werden in Oppau seit längerem Versuchsarbeiten ausgeführt, welche zur Auffindung der Edelwolle „Lantusa“ geführt haben. Zur Erhaltung der Ernte in Eiweissfrüchten sind Silisierungsmittele (Aufbewahrung im Silo) geschaffen worden, die gestatten, eiweisshaltiges Grünfutter zu lagern, ohne dass, wie bei der Trocknung, grössere Eiweiss-, d. h. Stickstoffverluste, eintreten. So hat die Oppauer Forschung, ausgehend von der katalytischen Hochdrucksynthese von Ammoniak, in logischer Fortentwicklung immer weitere Gebiete der Chemie erfasst und Beiträge geleistet, ohne die heute die chemische Grossindustrie undenkbar wäre.

Die Kohle als Grundstoff

Die moderne Chemie Deutschlands erzeugt fast alle Produkte aus solchen Grundstoffen, die in der Natur in Massen auftreten. Sie werden veredelt und in komplizierten Prozessen chemisch verändert, so dass sie ganz neue Gestalt und Eigenschaften annehmen. So haben die Chemiker in den letzten Jahrzehnten aus der unscheinbaren schwarzen und braunen Kohle ungeahnte Schätze hervorgezaubert, Farben, Arzneien, Benzin, Oel, Buna, Spinnfasern und Kunststoffe. Als neueste Er-

rungenschaft gesellt sich die Seife aus Kohle hinzu. Die Verwandtschaft unter den verschiedenen Kohlenabkömmlingen scheint regellos vom Zufall diktiert zu sein. Man stellt sie sich gern als richtige Zufallsfindung vor, so wie man vor fünfzig Jahren einen neuen Faden für die elektrische Glühlampe suchte und durch Zufall — die Kunstseide fand. Solche Zufälle aber kommen beim heutigen Stand der chemischen Forschung kaum mehr vor. Jedenfalls ist keiner der genannten Verwendungszwecke der Kohle dem Zufall zu verdanken, auch nicht die Seife aus Kohle. Sie verdankt ihr Dasein der wissenschaftlich immer weiter fortschreitenden Erkenntnis der Naturzusammenhänge. Wertvolle Fingerzeige gaben dem Fettchemiker dabei die Erfahrungen der modernen Kraftstoffchemie, besonders auf dem Gebiet des Hochdrucks und der Katalyse. Zu einer grossindustriellen Erzeugung wäre die Seife aus Kohle damit aber noch nicht berufen gewesen, wenn nicht bei der Kohleverflüssigung als Nebenprodukt Paraffin anfiel, das für die synthetische Seifenfabrikation das erforderliche Seifenmaterial stellt.

Seife und Fett aus Kohle

Dass sich Seife synthetisch herstellen lässt, ist theoretisch zwar schon seit mehr als fünfzig Jahren bekannt. Nur waren die Schwierigkeiten der Durchführung bisher so gross, dass trotz aller Versuche keine technisch geeignete und brauchbare Lösung zu finden war. Dass dieses Problem heute gelöst ist, verdankt die Welt der systematischen Forschungsarbeit, die die IG-Farbenindustrie seit dem Jahre 1921 in ihrem Werk Oppau betrieben hat. Die mit 130 Patenten geschützten Ergebnisse dieser Forschung bilden einen wichtigen Grundstoff der neugegründeten Deutschen Fettsäure-Werke. Damit Fettsäure entsteht, muss dem Paraffin Wasserstoff entzogen und Sauerstoff zugeführt werden. Ist die Fettsäure in dem neuen, komplizierten Verfahren gewonnen, muss sie noch aufbereitet werden. Auf diese Weise gelingt es, in einem recht verwickelten Vorgang die Seife synthetisch aus Kohle herzustellen. Aber die Fettsäuren sind nicht allein das Ausgangsprodukt für Seifen. Sie lassen sich auch je nach der chemischen Weiterbehandlung verwenden für sämtliche technischen Fette, Anstrichmittel, Lack, Firnis usw. Ja, man könnte sogar Fette für die menschliche Ernährung aus diesen Fettsäuren herstellen. Auch in Amerika ist man dazu übergegangen, aus Erdölparaffin Fettsäuren herzustellen und diese weiter zu behandeln. Wie man sieht, geht der Prozess der künstlichen Herstellung menschlicher Verbrauchsgüter unaufhaltsam vorwärts: Die Chemie überwindet und er-gänzt die Natur.

Die Kohle als Urstoff

Unter den Kunststoffen haben die Pressmassen auf der Grundlage von Phenol und Kresol im Laufe von etwa 10 Jahren mit der Verwirklichung der Massenfabrication sowohl in ihrer technischen als auch in ihrer wirtschaftlichen Entwicklung die überwiegende Bedeutung erlangt. Phenol und Kresol sind ursprünglich Produkte der Steinkohlenteer-Destillation gewesen, im Zusammenhang mit der riesenhaften Entwicklung der Anwendung von Pressmassen hat aber auch das synthetisch aus Benzol gewonnene Phenol sehr stark an Bedeutung zugenommen. Auf chemischem Wege, und zwar durch Kondensation von Phenol, Kresol und Formaldehyd, entsteht ein Phenolharz, das als härteres Bindemittel bei der Herstellung der Pressmassen dient, die ausserdem noch Härte- und Fliessmittel, Farbstoffe sowie Füllstoffe enthalten. Die Füllstoffe oder, richtiger gesagt, die Harzträger, können organischer Natur

sein, wie Holzmehl, Zellstoff, Gewebefasern und Gewebeschnitzel oder anorganischer Natur wie Asbest und Gesteinsmehl. Die verschiedenen Phenolharz-Pressmassen sind in Deutschland, heute dem Hauptherstellungsland für die verschiedenartigsten Pressstoffe, bereits seit November 1936 genormt, nachdem die Typisierung schon vorher lange Jahre als Vereinbarung zwischen dem Staatlichen Materialprüfungsamt und den Herstellern bestand. Nach dieser Normung werden die Stoffe bezeichnet als Type S wenn Holzmehl, als Type T wenn Textilfasern, als Type Z wenn Zellstoffe, als Type L wenn Gesteinsmehl, als Type 2 wenn Asbestfasern und als Type M wenn Asbestschnur als Harzträger Verwendung finden. Alle Typen unterliegen der ständigen Ueberwachung der staatlichen Aemter.

Vorteile der Pressstoffe

Diese Phenolharz-Pressmassen zählen zur Gruppe der sogenannten Phenolplaste. Sie werden in einem bestimmten Stadium plastisch und können daher durch Pressen spanlos verformt werden. Sie rechnen weiterhin zu den härteren Kunststoffen, d. h. durch Wärmebehandlung, die bei der Verpressung in der Pressform selbst erfolgt, gehen die Phenolharze in einen unschmelzbaren, d. h. in der Wärme nicht wieder plastisch werdenden Zustand über. Die Pressmasse selbst wird in Pulver- oder Tablettenform beim Temperaturen zwischen 150 und 165 Grad Celsius und unter bestimmtem Druck in Stahlformen, die in einer mechanischen oder hydraulischen Presse eingebaut sind, zu Pressteilen verarbeitet. Wegen des Fehlens einer starken Nachbearbeitung der Formstücke ist bei den Pressmassen gegenüber anderen Werkstoffen ein wirtschaftlicher Vorteil von grösster Bedeutung gegeben. Eine weitere Einsparung entsteht dadurch, dass alle Metallteilen im gleichen Arbeitsgang fest mit eingepresst werden. Die Gegenstände aus solchen Pressmassen sind sehr beständig gegen Säuren und Oele, dazu fast unbrennbar. Man verwendet sie wegen ihrer isolierenden Fähigkeiten in grossem Umfang in der Elektrotechnik, die Type T vor allem auch als Lagerschalen für Transmissionen und Wellen anstatt der bisherigen Grossmetalllager. Sie sind vorzüglich geeignet für Massenartikel aller Art und werden neuerdings sogar in Form von Gross-Pressplatten im Automobilbau ein-

Der elektrische Nähmotor

Die Arbeit der Hausfrau, das Nähen und Ausbessern der Wäsche auf der Nähmaschine, kann durch den elektrischen Nähmotor einer deutschen Firma wesentlich erleichtert werden. Dieser Motor, ein hochtouriger Universalmotor von etwa 30 Watt Leistung, erspart der Hausfrau das lästige und ungesunde Treten der Maschine. Da es sehr viele Bauarten von Nähmaschinen gibt, ist der Universalmotor in zwei Modellen entwickelt worden, die sich ohne Schwierigkeiten an die meisten Nähmaschinen anbauen lassen. Elektrisch sind beide Motoren gleich, sie unterscheiden sich nur durch die Art ihrer Befestigung an der Nähmaschine. Befindet sich auf der Rückseite des Nähmaschinenarmes ein Abschlussblech, so kann der Nähmaschinenmotor leicht befestigt werden, indem man das Abschlussblech abschraubt und an seine Stelle das mit dem Motor mitgelieferte Aufhängeblech setzt. Es ist nicht erforderlich, den Motor wieder abzunehmen, wenn die Nähmaschine nicht benutzt wird, denn er ist so flach gebaut, dass der Deckel der Maschine bequem aufgesetzt werden kann. Ist diese Art der Befestigung des Motors am Arm der Nähmaschine nicht möglich, dann kommt das andere Modell in Frage, das mit zwei Schrauben mittels Ständer auf die Nähmaschinenplatte aufgeschraubt wird. Der Motor sitzt auf einem Schwenkarm, der um den Ständer drehbar ist. In der Betriebsstellung wird der Motor herausgeschwenkt, in Ruhestellung nahe an den Arm der Nähmaschine herangeschwenkt, so dass der Verschlusskasten un-

behindert aufgesetzt werden kann. Beide Modelle sind zum wahlweisen Anschluss an Gleich- oder Wechselstrom derselben Spannung eingerichtet. Die Motoren können also ohne weiteres an die Lichtleitung angeschlossen werden.



ist das Merkmal der neuen

Renner-Badeanzüge

aus feinsten Wolle, mit Halshalter und abnehmbarem Rückenträger, gut formhaltend u. tadelloser Sitz

Hübsche Ausführungen, beliebte Formen, alle Grössen!

Filial RENNER

CONFECÇÃO FINA

Rua São Bento Nr. 51

Avenida Rangel Pestana Nr. 1553 Santos: Rua General Camara 15

Physikalische Apparate, Vermessungsinstrumente und Zubehör, feinmechanische Werkstätten

OTTO BENDER

Rua Sta. Efigenia 80 - Telefon 4-4705
Zeichenmaterial A. Nestler, Labr und Gebr. Haif, Pfrouten. - An- und Verkauf von gebrauchten Vermessungsinstrumenten.

Das Spitzenerzeugnis

der ältesten deutschen
SUPERHET-FABRIK
ist da!

„Stassfurter Imperial“

Import - Vertretung - Vorführung

RADIO KLEMM

ALAMEDA BARÃO DE LIMEIRA 11

(Esquina Praça Julio Mesquita) - Tel. 4-5704 - Caixa 4159

Mittelmeer im Mittelpunkt

Hegemonie und Strategie

Angeichts der bevorstehenden Zusammenkunft Chamberlain-Mussolini in Rom, wo die Mittelmeerprobleme eingehend erörtert werden dürften, bringen wir aus dem ausgezeichneten Werk von Waither Pahi „Wetterlagen der Weltpolitik“ einige Fortsetzungen zum oben genannten Thema. Wir empfehlen die Ausführungen der besonderen Aufmerksamkeit unserer Leser.

Die Mittelmeerfrage — wie alt ist sie eigentlich? Sie steht heute, wie wir wissen, im Brennpunkt des politischen Weltgeschehens. Als der Abessinienfeldzug Italiens zu einem italienisch-britischen Konflikt führte, da diskutierte die ganze Welt die Mittelmeerfrage, die Frage der politischen und militärischen Machtverteilung im Mittelmeerraum. „Krieg im Mittelmeer?“ — man konnte ihn damals jeden Tag erwarten. Der grösste Teil der britischen Flotte erschien im Mittelmeer, die italienischen Divisionen standen an der ägyptischen Grenze. In der Woche vom 11. zum 19. Oktober 1935 erreichte die englisch-italienische Spannung ihren Siedepunkt. Wird der Suezkanal gesperrt? Kann Malta von den Engländern gehalten werden? Wie gross ist heute die Bewegungsfreiheit der britischen Flotte im Mittelmeer? Und welche britischen Stützpunkte liegen im Aktionsradius der italienischen Bombenflugzeuge? Die Zeitungen waren voll davon.

Der Wertzuwachs, den das Mittelmeer plötzlich erfahren hatte, war nicht vorübergehend. Die Bereinigung des englisch-italienischen Konfliktes hat das Interesse für die Probleme des Mittelmeeres nicht verringert. Das ist sehr deutlich sichtbar geworden, als der Bürgerkrieg in Spanien ausbrach. Er liess die politische und strategische Bedeutung des Mittelmeeres aufs neue scharf hervortreten.

Wie alt ist die Mittelmeerfrage? Ihre akute Zuspitzung darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass sie schon seit etwa 250 Jahren bekannt ist. Das Mittelmeer wurde an dem Tage zum politischen Problem, an dem Admiral Rooke für Grossbritannien den Felsen von Gibraltar besetzte: am 4. August 1704. Diese Datierung gilt für die Mittelmeerfrage, gilt für das Mittelmeerproblem. Wir wissen, dass das Mittelmeer viele Jahrhunderte hindurch im Mittelpunkt des Weltgeschehens stand, ja, dass die Weltgeschichte für lange Zeit fast ausschliesslich auf dieses Binnenmeer konzentriert war. Aber damals war das Mittelmeer kein Problem, sondern eben das Meer, Zentrum und formende Grundlage des Weltgeschehens. Und es ist gut, gerade im Zusammenhang mit dem Wiedererwachen des Mittelmeeres, das wir heute erleben, daran zu erinnern, zumal die gegenwärtige Mittelmeerpolitik des faschistischen Italien sich zweifelsohne aus Kräften nährt, die ihren Ursprung in der Zeit haben, in welcher das Mittelmeer das Meer Roms war, in welcher das Römerreich das ganze Mittelmeer umspannte.

Das Mittelmeerkapitel der Weltgeschichte begann etwa 2000 vor Christus und endete etwa im 15. Jahrhundert nach Christus. Wie wurde das Mittelmeer zur Weltbühne? Die früheste der Mittelmeerzivilisationen war diejenige von Kreta. Es war eine maritime Zivilisation, eine Zivilisation, die sich auf die Herrschaft über die See gründete, die wiederum erst durch die Meisterung der Seefahrzeuge möglich wurde. Die Kreter breiteten sich von ihrer Insel über die Inseln und Küsten des Aegäischen Meeres aus und trieben schliesslich sogar direkten Handel mit Ägypten. Die Phönizier beschränkten sich nicht auf die Küsten des östlichen Mittelmeeres, sie drangen bis in den „Fernen Westen“ vor, das heisst bis nach Frankreich, Spanien und Tunis. Das Mittelmeer war nun keine Schranke mehr, sondern eine Brücke, die grosse Brücke der Erde — und sie blieb es Jahrtausende hindurch. Im Jahre 800 vor Christus gründeten die Phönizier die Stadt Karthago an der nordafrikanischen Küste und beherrschten von hier aus die afrikanischen und südspanischen Küstenländer sowie einen Teil Siziliens, Korsikas und Sardinien, während die Griechen inzwischen in das Aegäische und in das Schwarze Meer vorgedrungen waren. Alexander der Grosse schuf aus dem östlichen Mittelmeer eine politische Einheit, eroberte Ägypten, zerstörte das phönizische Tyrus und machte sich Mesopotamien untertan. Das Reich Alexanders verging, aber der Hellenismus blieb.

Und dann kamen die Römer, die das ganze Mittelmeergebiet zu einer einzigartigen Einheit zusammenschweissten. Die Lage zwischen den beiden Hälften des Meeres machte

die italienische Halbinsel zu dem geeigneten Zentrum eines das ganze Meer umspannenden Reiches. „Mit der grösseren Beweglichkeit und Kühnheit der Schifffahrt, die sich von den Küsten immer mehr löste und durch die wachsende Grösse der Schiffe auch Nächte und Tage ohne viele Zwischenlandungen auf freiem Meer sich behaupten konnte, verlor das levantenahe, buchten- und inselreiche Griechenland seine Weltgeltung. Nun konnten Karthago und Rom im westlichen Mittelmeerbecken direkt den Welthandel mit der Levante führen. Rom übernahm von Hellas nicht nur die Stellung als Handelszentrum, sondern auch seine bürgerliche Freiheitshaltung. Unter griechischem Einfluss steigerte sich die primitive römische Virtus zur Humanitas, Rom trat in umfassender Weise die Nachfolge Alexanders in der Oekumene an. Es wurde zur Weltstadt, wo nicht nur die

Das Imperium Romanum lebt in der Energie und im Zukunftsraum des faschistischen Italien.

Wir haben hier nicht die Absicht, die Geschichte des Mittelmeeres darzustellen. Das Thema unseres Buches ist die Gegenwart. Man spricht heute mit Recht von einem „Erwachen des Mittelmeeres“. Dieses Erwachen des Mittelmeeres wäre nicht möglich gewesen ohne das Erwachen Italiens unter der Führung Benito Mussolinis. Das neue Italien knüpft bewusst an die historische Glanzzeit des Römischen Reiches an, sie ist die grosse Kraftquelle des Faschismus.

Wir wissen, dass das Römische Reich dem Angriff der germanischen „Barbaren“ von Norden her unterlag, während die Araber von Südosten her anstürmten und bis nach Spanien vordrangen. Das Mittelmeer begann, obwohl es noch lange Zeit hindurch das Weltmeer blieb, seine Bindekraft zu verlieren, es wurde zu einem Graben, der das Christentum vom Islam, Europa von Asien schied. Die Entdeckung Amerikas zerstörte endgültig die Alleinherrschaft des Mittelmeeres. Die Erschliessung der Ozeanwege eröffnete ein neues Kapitel der Weltgeschichte. Die Länder, die zu der Zeit, in der das Mittelmeer im Zentrum der Weltgeschichte stand, passiv geblieben waren, wurden jetzt durch ihre Lage an den neuen ozeanischen Handelsstrassen zu wirtschaftlichen und politischen Aktionszentren. Für die transozeanische Schifffahrt, die sich nun zu entwickeln begann, war das Mittelmeer eine Sackgasse, eine Seitenstrasse, die keines der neuen Ziele erschloss. Die berühmten Seehandelsstädte des Mittelmeeres sanken zu Häfen eines Binnenmeeres herab. Spanien und Portugal lagen auf den Ozeanen zunächst in Führung. Die Holländer standen um die Mitte des 17. Jahrhunderts im Zenit ihrer Macht. Am Anfang des 18. Jahrhunderts war England zum „Frachtfuhrmann der Meere“ geworden. Es begann, in dem riesigen Gebiet der sieben Meere das zu werden, was die Phönizier, die Griechen und die Römer in dem beschränkten Raum des Mittelmeeres gewesen waren. Die besonders vorteilhafte Lage Englands an der atlantischen Front Europas legte den Grund zur Schaffung der britischen Weltmacht.

Bald fühlte sich England stark genug, um gegen seine Rivalen, Spanien und Frankreich vor allem, zum Schlage auszuholen. Im spanischen Erbfolgekrieg ergriff der britische Admiral Rooke die Gelegenheit und besetzte mit einem Handstreich den nur von einer klei-

England wurde zur Flottenmacht des Mittelmeeres und wachte nun darüber, daß keine andere Macht ihm diese Stellung wieder streitig machte.

Als Napoleon im Jahre 1798 seinen wohl vorbereiteten Stoss nach Ägypten führte und Malta besetzte, folgten ihm die Engländer auf dem Fusse. Napoleon hatte die tiefreligiöse Bevölkerung Malts, das von den Rittern des Johanniterordens regiert wurde, dadurch herausgefordert, dass er die Kirchen Malts ausrauben liess, Nelson, der Befehlshaber des britischen Geschwaders, bewaffnete die aufsässige Bevölkerung und belagerte die Zitadelle, in der sich General Vaubois mit 3000 Soldaten verschanzt hatte. Am 3. September 1800 ergab sich Vaubois nach einem heroischen Abwehrkampf. Malta war englisch geworden und blieb englisch. Der Wert der Erwerbung dieses „Halbweges“ im

Schätze des Erdkreises, sondern auch seine Kulturen zusammenströmten. Roms Lage im Mittelpunkt der damaligen Welt war dem günstig. Die italienische Halbinsel zieht, das Mittelmeer teilend, vom Nordwesten nach Südosten, sie weist mit ihrer Spitze nach der Levante hin und besitzt zugleich über Sizilien eine Brücke nach Afrika. Daher bildeten Italiens Seestädte die grossen Umschlaghäfen für den Verkehr, der über die Levante vom Orient nach Europa ging, und bilden sie heute wieder. Rom selbst liegt im Mittelpunkt Italiens, dort, wo die Strasse westlich der Apenninen den Tiber kreuzt. Die günstige Lage erleichtert Rom die Zusammenfassung seines Reichs.“

Das neue Rom, das Italien des Duce, blickt mit Stolz auf die Zeit zurück, in der Rom die Welt war, der Schauplatz der Weltgeschichte.

nen spanischen Garnison verteidigten Felsen von Gibraltar. Damit wurde England in die Lage versetzt, Spanien und Frankreich in maritimer Hinsicht zu zerspalten. England konnte nun durch seinen Wachtposten auf Gibraltar die Vereinigung der im Atlantik und im Mittelmeer stationierten Geschwader dieser beiden Länder zumindest sehr erschweren.

Die Italiener sagen nicht mit Unrecht: Die Besetzung Gibaltars durch die Engländer leitete die neue Epoche in der Geschichte des Mittelmeeres ein, die Geschichte des systematischen Versuchs Englands, „auf Kosten Italiens, Frankreichs, Spaniens und Griechenlands in den Besitz des Mittelmeeres zu gelangen“. (Leo Pollini in der Zeitschrift Gerarchia, November 1935.) Tatsächlich sind die Engländer keineswegs so „systematisch“ vorgegangen, wie das vielfach angenommen wird und wie das dann schliesslich zustandgekommene System von Flottenstationen zu bestätigen scheint. Obwohl es heute ausser Zweifel steht, dass die durch territoriale Stützpunkte gesicherten Seewege die entscheidenden Kraftlinien des über alle Meere verstreuten britischen Weltreiches darstellen, so ist die Sicherung der Seewege durch Flottenstationen doch fast zufällig vorgenommen worden. Einige Stützpunkte, die heute Grundpfeiler der britischen Machtbewahrung sind, wurden sogar gegen den Willen hervorragender britischer Staatsmänner erworben. So sah Cobden in der Besetzung Gibaltars einen Akt brutaler Gewalt, für den er keine Entschuldigung gelten lassen wollte. Aber die Zufälle waren jedenfalls von einem genialen raumpolitischen Instinkt beherrscht. Aneinander gereiht ergaben die Zufälle schliesslich das Notwendige: eine geschlossene Kette von Verbindungsstationen, die den Weg vom englischen Mutterland zum indischen Schatzland sichern.

Der Besetzung Gibaltars war die Besetzung St. Helenas im Jahr 1650 vorangegangen. Zwei Jahrhunderte hindurch bildete St. Helena eine Wasser- und Kohlenstation für die Indienfahrer. Mit Gibraltar erwarb England nicht nur eine Station auf dem Kapwege nach Indien, sondern gleichzeitig auch einen Riegel, der die London-Kap-Route gegen Angriffe durch die Flotte einer Mittelmeer-macht schützte. Der Frieden von Utrecht (1713) bestätigte die Verschiebung des europäischen Gleichgewichtes zugunsten Englands.

Mittelmeer erwies sich erst nach der Eröffnung des Suezkanals, wie denn auch England diesen Besitz bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts sehr stiefmütterlich behandelte.

Ebenso wie Malta wurde auch Zypern, im östlichen Mittelmeer, zunächst nicht in der Absicht erworben, die britische Mittelmeerposition zu stärken. Erst der Weltkrieg hat Zypern der Vergessenheit entrissen. Die Insel fiel den Engländern im Jahre 1878 auf der Berliner Konferenz zu, als Gegenleistung für die den Türken gewährte Hilfe gegen die Russen. Im Jahre 1914 wurde sie endgültig von den Engländern annektiert. Ihr strategischer Wert erwies sich schon damals: Zypern war der Ausgangspunkt der Unter-

nehmung gegen Saloniki, die schliesslich den Zusammenbruch der Balkanfront herbeiführte. Ausserdem wurden durch das englische Zypern, das die kleinasiatisch-syrische Küste flankiert, starke türkische Streitkräfte an die Küstenverteidigung gebunden und dadurch von dem Kampf in Palästina und Mesopotamien ferngehalten. Aber erst die Mittelmeerkrise der jüngsten Zeit hat den Engländern vor Augen geführt, dass Zypern zu den Grundpfeilern ihrer Machtstellung im Ost-Mittelmeer gehört. Wir werden noch davon zu sprechen haben.

Eine Basis der Empirepolitik wurde das Mittelmeer erst nach der Fertigstellung des Suezkanals, der bekanntlich gegen den Willen Englands errichtet wurde. Als aber das Werk vollendet war, da erschienen die Engländer auf dem Schauplatz. Nun war das Mittelmeer nicht mehr eine Seitenstrasse, sondern eine Hochstrasse des Weltverkehrs. Der Kanal machte es zum Glied des Ozeanverkehrs. Ägypten wurde ein Eckpfeiler des britischen Weltreiches, Schnittpunkt der beiden grossen Empirestrassen Kap-Kairo und Port Said-Indien-Singapore. Jetzt hatten die Engländer erkannt, dass die Mittelmeerherrschaft eine Lebensnotwendigkeit für das Reich war. Um die Stützpunkte sammelte sich die britische Flotte, die durch ihre Stärke die Ansprüche der englischen Politik durchsetzte. Dabei hat sich England bis heute an den Grundsatz gehalten, im Mittelmeer eine Flottenmacht zu stationieren, die jeder nur möglichen Kombination der Seemächte des Mittelmeeres, also auch den vereinigten Geschwadern aller Mittelmeeranliegerstaaten, überlegen ist.

Das genügt bisher. Wird es auch in Zukunft genügen? Das ist die Frage. Sie kann weder mit einem eindeutigen Ja noch mit einem eindeutigen Nein beantwortet werden. Die Lage im Mittelmeer hat sich beträchtlich verschoben, seitdem Italien demonstriert hat, dass es nicht mehr gewillt ist, im „Mare nostrum“ zu ersticken, im Mittelmeer „wie in einem Sack zu stecken“. (So formulierte es Mussolini.)

Italien ist stark geworden, und England hat erleben müssen, dass die Drohung mit der Flotte im Mittelmeer Italien auch dann nicht einzuschüchtern vermag, wenn sie verstärkt wird. Italien will in seinem eigenen Meer nicht mehr ein „gehorsamer Vasall“ Englands sein. „Italien ist eine Insel, die aus dem Mittelmeer aufsteigt, dieses Meer ist für Grossbritannien eine Route, eine unter vielen Routen, ich möchte sagen, eine Abkürzung, durch welche es seine fernen Territorien schneller zu erreichen vermag. Aber wenn für andere das Mittelmeer eine Route ist — für uns ist es das Leben“, erklärte Mussolini in seiner Rede in Mailand am 1. November 1936.

Nicht als ob Italien mit dieser Haltung eine grundlegende Aenderung seines politischen Kurses vornimmt oder vorzunehmen im Begriff steht. Die Mittelmeerpolitik ist keine Erfindung des Faschismus. Die früheren italienischen Regierungen haben die Bedeutung des Mittelmeeres sehr wohl gekannt. Und sie wären keine Italiener gewesen, sie wären nicht Bewohner eines vom Mittelmeer fast vollständig umspülten Landes gewesen, Bewohner des Landes, welches das Mittelmeer in sein östliches und in sein westliches Becken spaltet, wenn sie keine Mittelmeerpolitik getrieben hätten. Das 1860 neugeeinte italienische Königreich begriff auch bald seine geopolitische Aufgabe im Mittelmeerraum. Nachdem Italien zunächst Eritrea am Roten Meer erworben hatte (1884—1885), riss es im Jahre 1911 Libyen an sich. Der Tripoliskrieg (1912) brachte Italien den Dodekanes ein, die Zwölf-Inseln mit Rhodos im südlichen Aegäischen Meer. Schon nach diesem Vorstoss erklärte der britische Aussenminister Grey, „dass die Lage im östlichen Mittelmeer anormal geworden“ sei. Italien liess sich dadurch nicht abhalten, mit dem Ausbau der transmediterranen Linien Sizilien-Tripolis und Dodekanes-Tobruk zu beginnen. Die Engländer sahen darin noch keine Bedrohung ihrer Interessen. Wenn England auch keine Gelegenheit vorübergehen liess, um die Erwerbung des Dodekanes durch Italien zu erschweren, so wusste es doch seine imperiale Route von Gibraltar nach Port Said so gesichert, dass es keine italienischen Quersperren zu fürchten brauchte.

(Fortsetzung folgt)

Die ehemals russischen Randstaaten

Ihre Geschichte und ihre Mission

Unter dem Sammelnamen Randstaaten hat man die vornehmlich von nichtrussischen Völkern bewohnten westlichen Grenzmarken des zaristischen Reiches zusammengefaßt, die an der Ostsee liegen und die heute selbständigen Staaten Estland, Lettland, Estland und Finnland bilden. Diese Länder haben nach dem Zusammenbruch des Zarismus und nach mehr oder weniger heftigen Kämpfen mit seinem Nachfolger, dem Rätebund, die Eigenstaatlichkeit, die ihnen in früheren Jahrhunderten eigen war, wieder gewonnen, aber sie besitzen deshalb doch nicht die Macht und die Ausdehnung, die wenigstens ein Teil von ihnen früher gehabt hat. Wenn man ganz genau sein und logisch bestimmen wollte, müßte man auch die mit der russischen Sozialistischen Föderativen Sowjet-Republik „föderativ“ verbundenen „unabhängigen sozialistischen Sowjet-Republiken“ Weißrussland, Ukraine, Georgien, Aserbeidschan und Armenien, ferner die mittelasiatischen „Volkssowjet-Republiken“ Tadschikistan und Choresmien (früher Chiva) und schließlich auch die „autonomen sozialistischen Sowjet-Republiken“ Krim, Abchasien (Sudschum), Adschara (Batum), Daghestan, Gorskaja Respublika (Bergrepublik um Wladikawkas), Tschetschen und die „autonome Karelsche Arbeiterkommune“ zu den Randstaaten rechnen. Die ebenfalls nichtrussischen Völker, die diese Gebiete bewohnen, verabscheuen das bolschewistische Regime genau so, wie die Völker an der Ostsee früher den Zarismus gehaßt haben. Ihre Lage unterscheidet sich nur insofern, als es den einen gelungen ist, die Herrschaft des Kream abzuschütteln, während die anderen vorläufig noch gezwungen sind, das verhasste Regime zu ertragen.

Die eigentlichen Randstaaten, also die ehemals zaristischen Ostseeprovinzen, blicken alle auf eine lange und bedeutungsvolle Geschichte zurück. Besonders Estland mit der alten, heute von Polen aus zweifelhaften Gründen besetzten Hauptstadt Wilna, hat als mittelalterliches Großfürstentum eine Macht besessen, die bis nach Kiew hin sich erstreckte. Im Jahre 1386 hat der litauische Fürst Jagiello die politische Krone erworben und das Geschick seines Landes mit dem Polen auf Jahrhunderte hinaus verbunden. Der lange bestehende Personal- und später Realunion mit Polen ist es auch zuzuschreiben, daß die Estländer im Binneland vorwiegend katholisch sind, während die Estländer im Meeresgebiet seit der Säkularisation des Herzogtums Preußen sich fast ausschließlich zum evangelischen Glauben bekehrten.

Die Polen haben sich in Litauen frühzeitig der Letztinstanz bemächtigt und den ansässigen Mann auf die kleinen Bauernstellen und die Arbeitsplätze der Höflichkeit verwiesen. Dadurch ist zu dem nationalen Gegensatz zwischen Polen und Estländern der fötale Gegensatz hinzugekommen, der für die Masse des litauischen Volkes ohne Zweifel der stärkere ist. Diese Umstände haben schon lange vor dem Weltkrieg Reaktionen ausgelöst, die schließlich in der „Junglitauischen Bewegung“ des Dr. Vassanovicus ihren sichtbarsten Ausdruck fanden. Dieser Bewegung gelang es, neben dem Bauern und Arbeiter in steigendem Maße auch die litauische Intelligenz, die bis dahin dem Polentum anhängig, voll und ganz zu ihrem Volkstum zurückzuführen. Heute kann man wohl sagen, daß die ganze Nation einig ist in dem Selbstbehauptungswillen den Polen gegenüber, und daß die Wilna-Frage alle anderen Rücksichten übersteigt. Dabei sind nicht nur historische Erinnerungen ausschlaggebend gewesen. Wilna ist nun einmal der natürliche, politische und geistige Mittelpunkt dieses ganzen Gebietes; ohne Wilna ist Litauen gewissermaßen ein Rumpf ohne Kopf. Auch läßt sich nicht leugnen, daß die in Litauen ansässige polnische Minderheit in der in polnischer Hand befindlichen Stadt Wilna einen starken Rückhalt hat, und daß die Gefahr besteht, daß das Polentum von Wilna aus Estland innerlich durchdringen kann. Auf der anderen Seite ist es zu bedenken, daß Wilna, eine Stadt von rund 400 000 Menschen, zur Hälfte von Juden bewohnt wird und daß eine Judenvermehrung von derartigen Ausmaß für Litauen selbst nicht ganz unbedenklich sein würde. Estland hat in der Nachkriegszeit zunächst in einem nicht zu rechtfertigenden Maße mit den Bolschewisten sympathisiert und dabei seinen westlichen Nachbarn gegenüber oft eine Haltung angenommen, die mit dem litauischen Eigeninteresse eigentlich nicht zu vereinigen war. Vielleicht hat Estland die russische Freundschaft damals gesucht in der Hoffnung, in Moskau einen starken Förderer der national-litauischen Wünsche zu finden. Inzwischen dürfte Estland aber eingesehen haben, daß der russische Freund nicht so uneigennützig ist, wie er sich gibt, daß er gar nicht daran denkt, die nationalen Ambitionen der Estländer anzuerkennen und daß er auch gar nicht die Kraft besitzt, sich militärisch für die außenpolitischen Ziele seiner Freunde zu exponieren. Rußland hat mit seinen inneren Schwierigkeiten soviel zu tun, daß es seine militärischen Kräfte für den internen Bedarf bereit halten muß. Für die Wirkung nach außen hin steht ihm auf lange hinaus nur die kommunistische Propaganda zur Verfügung und die ist in Estland ebenso unerwünscht und ebenso gefährlich, wie anderswo auch.

Die Republik Lettland und ebenso der Freistaat Estland sind nach dem Friedensschluß 1918 auf den Gebieten erwachsen, die früher gemeinsam Estland genannt wurden. Estland hat seinen Namen von den Esten, einem zur finnisch-ugrischen Gruppe der ural-altaischen Sprachenfamilie gehörenden Volkstamm, der seit dem 9. Jahrhundert von den aus dem Osten die Dina entlang vordringenden Esten immer weiter nach Westen hin verdrängt worden ist. In Kurland und Estland ist der deutsche Einfluß schon früh mächtig geworden. In den letzten Jahrzehnten des 9. Jahrhunderts schufen die Wikingen den Nowgorodischen Staat, 1158 errichteten Lübecker Kaufleute an der Dünamündung blühende Faktoreien und im Jahre 1201 gründete Albert von Appeldern-Burghowden, der mit 23 Schiffen die Dünamündung angelaufen hatte, die auch heute noch bedeutendste Stadt Riga und dann den litauischen Staat. Albert I., wie

er sich jetzt nannte, baute Burgen und feste Plätze, er rief den „Schwertbrüderorden“ ins Land und christianisierte das ganze Gebiet bis weit ins Innere Rußlands hinein. Im Jahre 1237 verschmolz der Schwertbrüderorden mit dem Deutschen Orden in Preußen und seitdem teilte das Land auf lange Jahrhunderte sein Geschick mit dem des Deutschritterordens. Als der Deutsche Orden vor Beginn der Neuzeit zusammenbrach, als ihn der unglückliche Verlauf schwerer Kämpfe mit Litauern und Estländern, und nicht zuletzt innere Zwistigkeiten in Preußen zur Ohnmacht verdammt, war es auch mit der litauischen Selbständigkeit zu Ende. Nach 1561 werden Estland und Nordlitauen schwedisches, das Erzstift und Südlitauen polnisches Schutzbereich, Kurland polnisches Lehen, Dorpat, Narwa und Ost-Dorland russisch.

Die Schweden haben ihre Einflugszone unter dem großen König Gustav Adolf noch ausdehnen können, aber dann hat Peter I. von Rußland die Lande erobert, allerdings ohne den Versuch zu machen, den seine letzten Nachfolger machten: ohne das bodenständige deutsche Kulturgut im Baltische anzutafeln und ohne den baltischen Grundbesitzer ihre Gerechtfame zu schmälern. Die Kaiserin Katharina II. hat den Baltien ihre Freiheiten nehmen wollen, aber schon ihr Sohn Paul I. hat sie in vollem Umfang wiederhergestellt. Unter seinen unmittelbaren Nachfolgern waren die „Ostseeprovinzen“ ein blühendes, fast autonomes deutsches Gebiet im russischen Reich, das seine beschworene Treue gegenüber dem Landesherren, dem Zaren in Moskau und Petersburg, auch in den letzten Zeiten der Bedrückung niemals verleugnet

hat. Die Russifizierungspolitik, die dem „Privilegium Sigismundi“ und den anderen alten Freiheiten absolut widersprach, begann im Jahre 1835 mit der Einführung des Russischen als Amtssprache und erreichte im Jahre 1895 mit der Umwandlung der alten Baltien-Universität Dorpat in ein russisches Institut ihren Höhepunkt. Nach dem Weltkrieg wurde das alte Estland in zwei Hälften geschnitten und einem englisch-französischen Schiedsgericht die Festlegung der Grenze zwischen Lettland und Estland anvertraut. Von diesem Zeitpunkt an sind die beiden Länder Wandler zwischen zwei Welten gewesen. Die Sowjets haben nichts unversucht gelassen, die alte russische Vorherrschaft in diesen Gebieten wiederherzustellen. Ihr Erfolg hätte den Untergang vieler junger Staaten bedeutet, die hienieden sind, ihren Platz im europäischen Völkervertrag zu behaupten. In Estland haben heute schon viele Kreise die russische Gefahr richtig einzuschätzen gelernt, in Lettland ist man noch nicht so weit. Aber auch hier muß und wird man einsehen, daß ganz Europa, und zwar gerade die kleinen unmittelbar gefährdeten Staaten im Osten, sich bereit zu halten haben, um die russische Dampfwalze unserer Tage, die anders ausieht und völlig anders konstruiert ist, als die Dampfwalze des Jahres 1914, jederzeit zum Stehen bringen zu können.

Hilferuf deutscher Bauern aus dem Schwarzmeerland

Ein erschütternder Brief über die wahre Lage der Rußlanddeutschen

Hinter hohen Mauern

Das Leben in der Union der Sozialistischen Sowjet-Republiken spielt sich hinter einem strengen Verschluss gegenüber der gesamten Außenwelt ab. Nur den vielfältigen Verbindungen der Rußlanddeutschen insbesondere außerhalb Europas, die zum Teil noch mit der Siedlungsheimat eine schwache Verbindung aufrechterhalten können oder jüngst aus ihr zu fliehen in der Lage waren, ist es zu danken, wenn einmal ein Streifen des Lichtes auf die allgemeine Weltläge fällt.

Der Verband der Rußlanddeutschen ist in der Lage, einen Brief rußlanddeutscher Bauern aus dem Schwarzmeergebiet zu veröffentlichen und für seine Echtheit und Unverfälschtheit einzustehen.

In dem Briefe heißt es: „In den Jahren 1933 auf 1934 war Rußland — die Bauern gebrauchten an Stelle „Sowjet-Union“ irrtümlich das Wort

„Rußland“ — ein großer Hungertum.

Der Hungertod tarf nicht Hunderte, sondern Tausende und aber Tausende von Menschen. Das Bild, was sich bot, ist unbeschreiblich. Ganze Familien, ja sogar ganze Dörfer sind ausgestorben. In Dutzenden wurden Tote außerhalb der Dörfer gefunden, auf Wagen aufgeladen und in Massengräbern verscharrt. Dorffremde, durch Hunger gezwungene Menschen, welche in irgendein Dorf kamen mit der Hoffnung, hier das nackte Leben zu retten, wurden ebenfalls auf Wagen — halbrot — aufgeladen und außerhalb des Dorfes geworfen und ihrem Schicksal überlassen. Kein Mensch kümmerte sich um diese armen Wesen — die Regierung darf man überhaupt nicht in Erwähnung bringen. Die Hungersnot war besonders stark unter der Bauernschaft. Etwas leichter hatten es die Arbeiter in den Fabriken, dieselben erhielten täglich von 400 bis 1000 Gramm Brot, und mehr nichts.“

„Der Bauer starb auf dem Felde bei seiner Arbeit, und wenn er kraftlos hinfiel, wurde er öfters als Simulant und Desorganisator der Arbeit beschimpft. Alle eßbaren Früchte und Gräser wurden verzehrt. Die Arazienbäume waren kahl wie im Winter.“

Die Bauern fragen: „Wie sieht unsere „Freiheit“ und die „Freundschaft“ der Völker in der vielgepriesenen Sowjet-Union in der Wirklichkeit aus?“ Sie antworteten: „Nicht schon darauf achtend, daß man uns zur Zeit der Kollektivierung das ganze Eigentum genommen hat (auf kommunistische Art „freiwillig“ in die Kollektivwirtschaft gaben), gefoltert und zu Sklaven gemacht hat, ist uns auch das eigene „Ich“ genommen worden. Es ist schwer zu sagen, ob wir Deutsche noch als Menschen gerechnet werden. Wenn wir Deutsche in Rußland Kulaken oder Großgrundbesitzer wären, dann wäre die Verfolgung erklärlich. Aber wer sind wir jetzigen Deutsche — wir sind nur gewesene Klein- und Mittelbauern, denn die Kulaken und ein großer Teil der Mittelbauern wurden schon vor Jahren vernichtet. Ja nicht nur wir Deutsche, sondern auch andere Nationen: Griechen, Polen, Bulgaren usw. haben dasselbe Schicksal — aber dennoch, wir Deutsche in Rußland sind die Verfluchtesten — eben nur deshalb, weil wir Deutsche sind. Die Juden-Bolschewiki sagen, daß das fettere Zaren-Rußland ein „Gefängnis der Völker“ war. Wenn es so war, so ist das heutige Sowjet-Rußland eine Folterkammer der Völker im Gefängnis. Wir haben dafür mehr als genügend Tatsachen. Wo ist der deutsche Ostpreußen Rayon in Wolhynien und ein großer Teil deutscher Dörfer im Weißrußland und Kiewer Gebiet? Sie sind in den Wäldern Mittel-Asiens. In den deutschen Dörfern der deutschen Rayons: Halbstadt, Großliebental, Selz, Kronau usw. gibt es eine ganze

Reihe Kollektivwirtschaften, wo keine Männer mehr sind. Wo sind dieselben? Im Norden und Sibirien. Aber nicht nur die Väter, sondern auch die Mütter wurden den Kindern genommen. In einem einzigen Rayon mit 25 000 Einwohnern wurden in der zweiten Hälfte 1937 über 2000 Männer und Frauen als „Volkseinde“ verhaftet, die meisten zu fünf bis zehn Jahren nach Sibirien verbannt, und von vielen weiß man überhaupt nicht, wo sie sind ... Warum haben wir Deutsche und andere Nationen in Rußland keine Gleichberechtigung? Warum ausgerechnet muß in Rußland der Jude regieren. Der Jude hat in Rußland sämtliche verantwortliche und leitende Posten in seinen Händen. Hier ein kleines Beispiel. In einem deutschen Rayon sind von 34 verantwortlichen und leitenden Posten besetzt durch: 21 Juden, 7 Ukrainer, 1 Bulgare und 5 Deutsche.

Man könnte noch eine ganze Reihe anderer Beispiele aufzählen. Der Jude in Rußland arbeitet physisch nur dann, wenn er einen Vorteil davon hat und früher oder später auf einen leitenden Posten kommt — was ihm (dank der gegenseitigen Unterstützung der Juden unter sich) auch immer gelingt.“

„Etwas noch über unser „wohlhabendes Leben“. Gegenüber den Jahren 1933-34 sind wir wirklich „wohlhabend“, denn jetzt haben wir, um nicht zu sterben, fogar „unviel“, aber ob wir uns schon Wohlhabende nennen dürfen, soll unten Angeführtes entscheiden. Wir arbeiten und schnitten das runde Jahr von frühmorgens bis spät abends, so daß unser Arbeitstag 16 bis 18 Stunden ausmacht. Sehr oft kommt es vor, daß wir Arbeiten verrichten müssen, die völlig zwecklos sind — aber die ganze Gemeinschaft des Kollektivs leidet darunter. Für wen wir arbeiten, wissen wir auch nicht; zwar sagt man uns: „für den Staat, für euch selbst“, — aber dabei müssen wir hungern, und von der ganzen Arbeit ernten wir nichts ... Ein Kollektivbauer, wenn er das runde Jahr arbeitet, kann 400 bis 600 Arbeitseinheiten ausarbeiten, aber solcher gibt es in einer Kollektivwirtschaft 5 bis 6 Mann, die Brigadiere und der Vorsitzende der Kollektivwirtschaft. Die übrigen Mitglieder erlangen durchschnittlich 250 bis 280 Arbeitseinheiten.“ Nachdem die Bauern einige Beispiele für die Entlohnung gegeben haben, fahren sie fort: „Man kann sich jetzt leicht vorstellen, was für ein „wohlhabendes“ Leben wir führen, wenn wir für 400 Arbeitseinheiten 328 Rubel oder 72 Rubel und 700 kg Getreide erhalten, und wenn: ein Paar Segeltuchschuhe mit Gummisohlen 20 Rubel kosten und Schuhe mit Lederohle 60, 90 und 150 Rubel. Ein schlechter Zwirnanzug kostet 50 bis 60 Rubel, etwas bessere Anzüge 120, 160 und 250 Rubel. Ein Kilogramm Zucker kostet 3,50 und 3,75 Rubel. Viele Kollektivbauern sind gezwungen, ihren Brotbedarf in der Kooperation zu kaufen, und zwar: 1 Kilogramm schwarzes Brot kostet 90 Kopeten, und halbweißes Brot kostet das Kilogramm 1,50 Rubel ...“

Die deutschen Bauern aus der Ukraine schließen ihren Brief:

„Die ganze jüdische Welt schreit: „Gewalt, Terror, Hunger, Elend! Rettet die Menschheit! — Nur in Rußland ist wahres Paradies!“ Wir in Rußland fragen: „Wer wird uns in Schutz nehmen und retten? Nimmt sich der Hunderttausende in den nördlichen und sibirischen Konzentrationslagern niemand an? Ist es menschlich, wenn Zehntausende dort erstickten und durch Hunger zu Tode gemartert werden?“

Warum schweigt da die Weltpresse?

Hat die Welt die Schandtaten der russischen Judenregierung beim Bau des Weigener-Kanals, Wolga-Moskwa-Kanals, der Baikal-Umm-Eisenbahn verzeihen — wo Zehntausende um das Leben kamen und die Menschen wie Fliegen starben? Oder weiß die Welt nicht, mit welchen mittelalterlichen und asiatischen Methoden die Gefangenen in den Gefängnissen gefoltert werden? Baut man nicht ausgerechnet in Rußland neue und moderne Gefängnisse, auch Frauengefängnisse? Für wen? Für diejenigen, die das „wohlhabende“ und „fröhliche“ Leben satt sind.

Wir in Rußland rufen die ganze bewagte und zivilisierte Menschheit auf — helft uns, befreit uns!

Wir klagen an die mit Blut und ehrsüchtigen und arbeitsamen Menschen besetzte bolschewistische Judenregierung und ungehörten Jar Iwan den Schrecklichen Nr. 2 — den grusigsten Gebirgsjuden Stalin.

Deutsches Volk, vergiß nicht deine Brüder und Schwestern in Rußland!“

GOLD TOP WHISKY



ist destilliert in Schottland
und graduiert in Brasilien von

ERVEN LUCAS BOLS.

Durch die statt in Schottland hier vorgenommene Gradierung wird eine erhebliche Summe an Zoll gespart. Sparen auch Sie und verlangen Sie bei Ihrer nächsten Bestellung

GOLD TOP

Erhältlich in Flaschen und Litern.

Aufgaben des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschland

Gespräch mit Professor Walter Frank

Bahnbrecher einer neuen Forschungsarbeit

Professor Walter Frank gehört zu den ganz wenigen deutschen Wissenschaftlern, die bereits lange vor der Machtergreifung des Nationalsozialismus die unwägbare Bedeutung der nationalsozialistischen Weltanschauungslehre auch für die Wissenschaft erkannt und dieser Erkenntnis auch in ihrer wissenschaftlichen Arbeit Rechnung trugen. So ist er als erster deutscher Historiker in seinen Werken „Adolf Stöcker“ im Jahre 1928 und dann in „Nationalismus und Demokratie im Frankreich der 3. Republik“ in breitem Umfang auf die Judenfrage eingegangen. Damals stand Walter Frank als einsamer Anführer in der wissenschaftlichen Welt, die, im liberalistischen Denken befangen, für derartige „Extraktionen eines noch jungen Historikers“ keinerlei Verständnis aufzubringen vermochte. Erst die nationalsozialistische Revolution hat auch hier den Weg freigemacht für eine neue Forschungsarbeit im wissenschaftlichen Neuland, die mit der Gründung des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands im Jahre 1935, zu dessen Leiter Professor Walter Frank berufen wurde, im größten Umfang aufgenommen wurde.

„Politik ist Gewalt in uns!“

Diese Arbeit unterscheidet sich, wie Professor Frank zu Eingang der Unterhaltung betonte, grundsätzlich von den bisherigen wissenschaftlichen Methoden dadurch, daß sie die zünftige Enge der Wissenschaftsarbeit sprengt und von der Ueberspezialisierung wieder zur Totalität des Wissenschaftsbegriffes zurückführt. Demgemäß stand sie auch in enger Verbindung mit allen politischen Faktoren. Das Vorurteil, daß Politik und Wissenschaft zu trennende „Fächer“ sind“, so erklärte Professor Frank lebhaft, „war nur möglich in einer Zeit, wo Wissenschaft nur noch als eine Funktion des reinen von der Ganzheit des erkennenden Menschen und von der Ganzheit der Nation losgetrennten Intellektes verstanden wurde. In Wahrheit ist alle echte Wissenschaft eine Sache des ganzen Menschen, und jeder Mensch existiert nur in der Ganzheit seiner Nation und damit in der Politik. Politik ist dabei aber nicht eine Macht, die Gewalt hat über uns, sondern eine Macht, die Gewalt ist in uns.“

Unter diesem Gesichtswinkel ist die Arbeit des Instituts nicht im lustleeren Ramm einer Selbstgenügsamkeit schwebend aufgenommen worden, sondern auf dem Fundament einer praktischen Aufgabe für Volk und Reich. Sowohl ein junger wissenschaftlicher Nachwuchs wie auch Historiker von Rang und Namen befassten sich bald mit dem Werk, um nützlich in das unbekannte Neuland vorzuschieben. Zu den Mitarbeitern des Instituts zählen Männer wie Professor Ernst Krieck, der bekannte Erziehungsdenker des Nationalsozialismus, der Naturwissenschaftler Lenard, Erich Bogenhart, der durch sein Werk über den Freiherren vom Stein bekannt wurde, der Germanist Otto Höfler, der kürzlich verlorene Historiker Bismarck, Erich Marcks, Professor Hans Vogner sowie der Rassenforscher K. F. Günther. Schon die Zusammenfassung dieses Kollegiums zeigt die Vielgestaltigkeit der wissenschaftlichen Fragestellung, die sich fast an alle Fakultäten wendet, um zu einem totalen Ergebnis der Forschung zu gelangen. Ebenso blieb die Themenstellung nicht auf die Gegenwart beschränkt, wie man vielleicht aus der Bezeichnung des Instituts entnehmen könnte, sondern sie umfaßt das germanische Geschichtsbild als Ganzes. Auch hier äußert sich der Bruch mit der Wissenschaftsmethode der letzten Jahrzehnte.

Untergang oder Aufstieg?

Auf die Frage nach den bisherigen Ergebnissen der Arbeit weist Professor Frank auf den deutschen Historikertag in Erfurt im Juli 1937 hin. Damals trat das Reichsinstitut zum ersten Male aus der Stille der Studierstuben hervor und konnte innerhalb der deutschen Geschichtswissenschaft seine erste Durchbruchschlacht schlagen. Heute nach vierjähriger, angestrengter Arbeit, tritt es zum zweiten Male aber schon in viel breiterer Front vor die Öffentlichkeit. Es will sich nicht nur an die wissenschaftliche Fachwelt wie in Erfurt, sondern an die gesamte politische und geistig interessierte Öffentlichkeit, vor allem aber an die akademische Jugend wenden und darüber hinaus — das ist im gegenwärtigen Zeitpunkt vielleicht besonders wichtig — an die Welt. Neben einer ganzen Reihe von kleineren Publikationen kam das Institut heute der Öffentlichkeit auch das erste größere Geschichtswerk der Gegenwart unterbreiten, das den geistigen Standort der neuen Historie gegenüber dem Anstand großzügig bestimmt. Es ist das Lebenswerk des allzu früh verstorbenen hoffnungsvollen niederländischen Historikers Christoph Steding, das unter dem Titel „Das Reich und die Krankheit der europäischen Kultur“ soeben in der hantwärtigen Verlagsanstalt erscheint.

Professor Walter Frank, der zu dem Werk auch das Vorwort schrieb, vergleicht es mit Oswald Spenglers einst so berühmtem Werk „Untergang des Abendlandes“. Auch Steding beschäftigt sich mit der Krise der europäischen Kultur, während aber Spengler kein großes Ziel kennt und nur den Untergang sieht, stellt Steding das Reich Adolf Hitlers in den Mittelpunkt der Heilung und zeigt nicht nur den Abstieg auf, sondern auch den Aufstieg zu einer neuen Welt. Mit großer Wärme spricht Walter Frank von seinem engen Mitarbeiter, den ein jäher Tod mit 35 Jahren mitten ans dem Schaffen riß. „Die politische Historie des Reiches, die nach ihm kommen wird“, sagt Walter Frank, „wird und muß es einfacher haben als er. Sie wird einfach politisch sein, weil sie im Feldlager eines großen Reiches aufwuchs und von ihm ihr Geheiß empfing. In dem sie großer Taten starkherzige Kämpferin ist, kann sie wieder mithelfen, ein Geschlecht zu erziehen, das große Taten nicht

nur verstehen, sondern auch zu tun vermag, dann wird die Historie auch wieder die Erlösung des Mannes sein, der sie aus einer anderen Zeit schaute, und der ihr zum erstenmal in einer genialen, die deutsche Geschichte schauenden wissenschaftlichen Vision den geistigen Standort in Europa bestimmte und ihr die geistige Hegemonie in Europa prophezeite.“

Eudendorff zwischen Bismarck und Adolf Hitler

Wir kommen dann auf ein Ereignis zu sprechen, das in das Programm der Jahrestagung eingeleitet ist und die Arbeit des Instituts von anderer Seite beleuchtet: die Einweihung einer Büste Erich Eudendorffs. „Der Historikerkreis des Instituts will damit“, so erklärte Professor Frank, die größte Persönlichkeit ehren, die die Geschichte zwischen Bismarck und Adolf Hitler befaßt hat. Eudendorff ist die Schlüsselfigur Deutschlands im großen Kriege, des kaiserlichen Deutschlands letzter großer Feldherr, zugleich der Mann, der vom alten zum neuen Deutschland die Fackel herüberreichte, und der in den Tagen der Feldherrnhalle von 1923 der erste große General des neuen Deutschland gewesen ist. Das Vermächtnis dieses großen Deutschen gehört der deutschen Wehrmacht ebenso wie der nationalsozialistischen Bewegung und wie der politischen Historie des Reiches, denn wir alle sind heute politische

Soldaten einer großen Idee, die uns eint, ob wir auf dem Erzerplatz kämpfen, in der Massenversammlung oder in der Studierstube.

Wissenschaft antwortet Juda

Diese Stellung zu Eudendorff zeigt besonders deutlich, wie stark das historische Denken vom Institut politisch fundiert worden ist. Noch mehr aber kommt diese Tatsache in der Arbeit des Instituts zur Erforschung der Judenfrage zum Ausdruck, die auf der 4. Jahrestagung ganz erheblich im Vordergrund steht. „Wir haben uns“, so erklärt Professor Frank, „die Erforschung der Judenfrage nicht erhockt in verschlossenen Stuben als bloße Jüdisler, die diese Frage genau so kühl erforschen wie den Organismus der Maulkater, sondern wir haben die Judenfrage erlebt und die Judenfrage und erkämpft in der großen Kampfszeit der nationalsozialistischen Bewegung.“ Professor Frank weist dann auf die beachtlichen praktischen Ergebnisse des Instituts gerade auf diesem Gebiete hin. In diesen Tagen erschien der dritte Band der „Forschungen zur Judenfrage“, in dem namhafte Gelehrte aller Fakultäten die Judenfrage von der frühesten bis zur neuesten Zeit behandeln. Der hiesigen hat das Reichsinstitut auch den ersten Band einer umfassenden Bibliographie zur Geschichte der Judenfrage herausgebracht, in der die gesamte

Literatur zum jüdischen Problem für den Forscher zusammengestellt wird. Gleichzeitig ist damit begonnen worden, die größte europäische Bibliothek zur Judenfrage anzubauen. Das Institut erfreut sich gerade bei dieser Arbeit der besonderen Unterstützung der nationalsozialistischen Bewegung und auch der zuständigen Stellen der Reichsregierung, mit denen ebenfalls auf das engste zusammengearbeitet wird. Wie Professor Frank mitteilt, sind für diesen Zweck schon im Frühjahr dieses Jahres Sondereinrichtungen zur Verfügung gestellt worden, und auch im kommenden Etatsjahr werden weitere Mittel für den Aufbau dieser staatswichtigen wissenschaftlichen Bibliothek bereitgestellt. So geht die Arbeit der Studierstube in diesem Punkt ganz offensichtlich Hand in Hand mit der Arbeit des Staates und der Bewegung. Auch mit Gauleiter Julius Streicher, dem Vorkämpfer im Kampf gegen das Judentum, ist das Institut in enger Verbindung. „Wie auf die Freveltat des Weltjudentums der politische und wirtschaftliche Gegenanschlag des Reiches gefolgt ist“, so bekennet Professor Walter Frank, „wird auch in der Wissenschaft darauf geantwortet werden, indem wir den antijüdischen Klingen unserer Forschungsarbeit immer weiter verstärken.“

Zum Schluß unserer Unterhaltung erinnert Professor Frank noch an die grundlegenden Arbeiten, die das Institut zur Festigung und Förderung des großdeutschen Gedankens mit dem Durchbruch zur großdeutschen Geschichtsschreibung geleistet hat. Hier ist besonders der sudetendeutsche Professor Klee Pleyer, der Bruder des sudetendeutschen Dichters Pleyer, hervorgetreten. Ueber die Fragen des politischen Konfessionalismus, vor allem des politischen Katholizismus, arbeiteten Professor Hans Alfred Grunsky und Dr. Karl Richard Ganser. Bei allen diesen Arbeiten steht im Vordergrund die kämpferische Idee, die sich die Wissenschaft nutzbar macht und aus ihren Ergebnissen scharfe und spitze Waffen des Geistes schmiedet.

Soziales Schaffen im Reich

Neues vom KdF-Wagen

Zwei Millionen Kilometer Versuchsfahrten

In knapp zwei Monaten sind 150 000 KdF-Wagen bestellt worden! Welche Autofabrik der Welt kann etwas Ähnliches aufweisen?

Inzwischen hat man über den Volkswagen eine ganze Reihe Einzelheiten erfahren. Die Versuchsfahrten, die über zwei Millionen Kilometer gingen und damit einen Weltrekord an gewissenhafter Vorarbeit darstellen, sind abgeschlossen, der Wagen ist produktionsreif. Das neue Werk bei Kallersleben wird im Herbst 1939 soweit fertiggestellt sein, daß die Produktion beginnen kann. Es wird die schönste und modernste Autofabrik der Welt! In der ersten Ausbaustufe wird es eine Jahresproduktion von 450 000 Wagen leisten, in der dritten Ausbaustufe 1 350 000 und damit sogar die amerikanischen Fordwerke überflügeln.

Vom KdF-Wagen selbst kann man jetzt folgende technischen Ausgaben melden:

Das Fahrgestell hat einen durch Stahlbleche abgedeckten Mittelprofilsrahmen mit einer hinteren Gabelung zur Aufnahme des Antriebsaggregats. Er ist mit Warmluftheizung ausgestattet. Antrieb: Auf Hinterräder. Federung: Durch-Verfahrsche Drehstabfederung. Jedes Rad ist einzeln aufgehängt.

Eigengewicht: 650 kg fahrfertig. Mit 5 Personen voll besetzt, erreicht der KdF-Wagen rund 1000 kg, das ist das Gewicht eines Rennwagens. Der Konstrukteur Dr. Porsche hat in mehrfacher Hinsicht seine Erfahrungen beim Rennwagenbau verwertet, z. B. auch bei der Gewichtsverteilung. Diese ergibt rund 44 vH. vorn und 56 vH. hinten, wobei es durch die neuartige Anordnung

der Sitze zwischen den Achsen fast gleichgültig ist, ob eine Person in dem Wagen sitzt oder ob fünf mitfahren.

Wagenlänge: 4,20 Meter. Wagenbreite und -höhe: 1,55 Meter. Karosserie: Ganzstahl (fein Kunststoffs).

Der Motor ist ein Vierzylinder-Vorermotor, der im Heck des Wagens untergebracht ist. Die Zylinder arbeiten im Viertakt und haben einen Hubraum von 936 ccm, also knapp 1 Liter. Bei einer normalen Drehzahl von 3000 p. M. — das entspricht einer Stundenleistung von 100 km — leistet der KdF-Wagen 23,5 PS.

Der Motor wird luftgekühlt. Im Entföhrungsgehäuse ist der Luftfilter untergebracht, der so bemessen ist, daß niedrige Oeltemperaturen auch bei größter Beanspruchung stets für eine ausreichende Schmierung sorgen. Hierdurch wird die erstattungsfähige Lebensdauer erreicht.

Die Kühlung wird nicht wie bei einem vorn liegenden Motor von der Geschwindigkeit des Wagens beeinflusst, sondern hängt von der Drehzahl des Motors ab. Dadurch wird im gebirgigen Gelände selbst bei höchster Motorbeanspruchung eine Ueberhitzung vermieden.

Lichtmaschine: Spannungsregulierend. Getriebe: 4 Vorwärtsgänge, 1 Rückwärtsgang. Die Höchstgeschwindigkeit des ersten Ganges beträgt 20 km, des zweiten Ganges 40 km, des dritten Ganges 65 km und des vierten Ganges 100 bis 110 km in der Stunde. Kraftstoffverbrauch: 6 1/2 Liter für 100 km. Der Ölverbrauch ist normal.

Leistungen des Volksbildungswerkes

Kulturfahrten, Vorträge und Arbeitsgemeinschaften im Berichtsjahr 1937/1938

Das Deutsche Volksbildungswerk innerhalb der NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ ist in dem gesamten kulturellen Leben unseres Volkes zu einem beachtlichen, von allen Stellen der Partei und des Staates anerkannten Begriff geworden.

Während im Arbeitsjahr 1936—37 37092 Veranstaltungen mit 2995 130 Teilnehmern durchgeführt wurden, waren es im Arbeitsjahr 1937—38 bereits 51 898 Veranstaltungen, die von 3963 823 Teilnehmern besucht wurden. Im Laufe des vergangenen Jahres war also in der Zahl der Veranstaltungen eine Steigerung um 44 vH. zu verzeichnen. Die Zahl der durch das Reichsamt unmittelbar an die Gaudienststellen vermittelten Vortragsveranstaltungen beträgt allein im abgelaufenen Arbeitsjahr etwa 4000. Sie wird in dem laufenden Arbeitsabschnitt etwa 7000 betragen.

Im vergangenen Arbeitsjahr wurde erstmalig die Durchführung von Kulturfahrten in enger Zusammenarbeit mit dem Amt „Reisen, Wandern und Urlaub“ angenommen. Diese Kulturfahrten dienen der Veranschaulichung jener in den Arbeitsgemein-

schaften und Vortragsreihen der Volksbildungsstätten vermittelten Kenntnisse.

Auf dem Gebiet des Bücherwesens konnten im vergangenen Jahr 260 Buchereien in Autobahnlagern eingerichtet werden. Darüber hinaus unterstehen mehr als 5000 Werk- und KdF-Buchereien der fortlaufenden Betreuung durch das Deutsche Volksbildungswerk. Auch der Dorfarbeit mit allen interessierten Stellen von Partei und Staat wurde das „Dorfbuch“ geschaffen, das bereits in 3500 deutschen Gemeinden seinen Einzug gehalten hat. Arbeitsgemeinschaften sind eingesetzt, um dieses Dorfbuch zu einem Spiegelbild des dörflichen Lebens in Vergangenheit und Gegenwart zu machen. Im Rahmen der Gesamtarbeit nimmt nach wie vor das Vortragswesen einen hervorragenden Platz ein. Die bekanntesten Männer aus allen Gebieten des völkischen Lebens haben sich bereitwillig zur Durchführung von Vorträgen zur Verfügung gestellt. Auch dem Dichter, der einstmalig nur von exklusiven Zirkeln sein Werk zum Vortrag brachte, ist durch das Volksbildungswerk der Weg in die Werkstätten des schaffenden Volkes geöffnet.

dererseits aber auch nicht die Voraussetzungen zu einer ordentlichen Verpflegung erfüllen.

Sie schließt damit eine längst schmerzlich empfundene Lücke und betritt in Verbindung mit der öffentlichen Hand und den Sozialversicherungsträgern auch den letzten an Tuberkulose erkrankten Volksgenossen.

Die NSD. hat in ihrer Doppelfunktion als größte Organisation der freien Wohlfahrtspflege und zugleich als Volltreiberin des Parteimillens die Aufgabe, ihre eigene Arbeit da einzusetzen, wo die Arbeit der Tuberkulosefürsorge Lücken offenläßt, und gleich ihren Einfluß dahin geltend zu machen, daß alle beteiligten Organisationen den Standort ihrer eigenen Arbeit so bestimmen und abgrenzen, damit sie als Teile des Gesamtorganismus zum besten Eintrag gelangen. In diesem Sinn hat die NSD. bereits grundlegende Vereinbarungen mit den in Frage kommenden Partei- und Staatsämtern, Stellen, Behörden und Verbänden getroffen.

Einen wesentlichen Bestandteil der Arbeit der Lungensfürsorge stellen die Betriebsuntersuchungen und Schuluntersuchungen, die in enger Zusammenarbeit mit dem Amt für Volksgesundheit durchgeführt werden; denn nur die Untersuchung aller Personen an j breiterster Basis bietet Gewähr, daß der Krankheitsherd in seinen Anfängen erkannt und bis zu seiner Entsehung folgerichtig bekämpft wird.

Welche vorbildliche Pionierarbeit hier geleistet wird, geht schon daraus hervor, daß der Leiter der Lungensfürsorge Dr. Gocke, in knapp sieben Monate seiner Tätigkeit nahezu 4000 Reihen- bzw. Betriebsuntersuchungen durchführte, während in der Durchsorgestellen in Kronach selbst über 1500 Einzeldurchsorgeleistungen in der gleichen Zeit vorgenommen wurden. Wie wichtig diese Breitenarbeit ist, bestätigen immer wieder die Untersuchungsergebnisse, bei denen sich in vielen Fällen immer wieder herausstellte, daß der eine oder andere, ohne es zu ahnen, bereits einen Tuberkuloseherd, ja eine offene Tuberkulose besitzt.

Schulungswoche für den Tanz — KdF. will praktische Neugestaltung

In Steckenberg (Harz) fand eine Reichsschulungswoche für Gemeindefestspiele statt, die vom Amt „Feierabend“ der NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ gemeinsam mit dem Reichspropagandaministerium, der Reichsjugendführung und dem Reichswehrstand durchgeführt wurde. An der Schulung nahmen Vertreter aus 40 deutschen Gauen teil. Die Leitung der Reichsschulungswoche geht in ihrer Arbeit davon aus, daß es nicht allein darauf ankommt, um auf dem Gebiet des Tanzes alles dem deutschen Wesen nicht entsprechende abzulehnen, sondern daß die Neugestaltung des Tanzes in praktischer Weise angepackt werden muß.

Bremens Kunstszene von 1739 geht wieder

Die aus dem Jahre 1739 stammende Kunstszene, die 60 Jahre lang fast unbeachtet in einem Treppenturm des Bremer Rathauses gestanden hat, und zwar im doppelten Sinne des Wortes „gestanden“, ist jetzt zu neuem Leben erweckt worden. Das ehrwürdige Werk wurde von einem Bremer Uhrmacher wieder in Gang gesetzt und in der oberen Halle des Rathauses aufgestellt. Das vielseitige Kunstwerk zeigt nicht nur die Stunden, Minuten und Sekunden, sondern auch Tag, Monat und den jeweiligen Stand des Mondes an. Außerdem besitzt die Uhr ein Spielwerk mit zwölf Glocken, das in drei verschiedenen Melodien die Viertelstunden anzeigt.

Das Spiel mit dem Leben

DUELLE, DIE DIE WELT ENTSETZTEN / Tatsachenbericht von Hubert Südekum

(Schluß.)

Eine Komödie in St. Mandé

Alexander Dumas hat in seinem Leben unzählige Duelle ausgefochten. Das gehörte sich so für einen berühmten Franzosen. Aber keins erregte die Welt so, wie das mit Gaillardet, das wochenlang alle Zeitungsblätter in Spannung hielt — um zum Schluß doch auch nur eine der üblichen französischen Duellkomödien zu werden.

Saint Mandé war als Rendezvous gewählt, und auf dreißig Schritt traten hier die beiden erbitterten Gegner gegeneinander an.

„Ich hätte nicht gedacht, daß du so kaltblütig sein würdest!“ sagte der Arzt Dr. Vigio zu Dumas.

„Oh!“ lachte der, „gerade hier bin ich es am meisten!“

„Glaubst du, daß du ihn treffen wirst?“ fragte der Doktor in fieberhafter Erregung.

„Ich befürchte es!“ gab der Dichter trocken zurück.

Doch da rief der Unparteiische schon zur Aufstellung der Gegner. Und dann schossen also Dumas und Gaillardet aufeinander, während die vielen Zuschauer ringsumher für zwei Sekunden zu Bildsäulen erstarrten.

Sie schossen auf dreißig Schritt Distanz mit altmodischen, ausgereiften Pistolen. Der Tausch mußte schon seine Hand im Spiele haben, sollte einem dabei ein Haar gekrümmt werden. Sie trafen also nicht; hüben und drüben pfliffen die Kugeln weit am Ziel vorbei.

„Der nächste Schuß wird treffen!“ murmelte Dumas und wankte seinem Sekundanten, um seine Pistole nachladen zu lassen. Aber der Sekundant schützelte den Kopf, und der Unparteiische erklärte das Duell, das die ganze Welt in Fieber versetzt hatte, für beendet.

„Was?“ schrie Dumas. „Ich denke, es beginnt erst! Ich verlange Fortsetzung bis zur Kampfunfähigkeit. So war es ausgemacht, ihr Herren!“

Doch er ereiferte sich umsonst. Sekundanten und Unparteiischer weigerten sich den Kampf fortsetzen zu lassen.

„Unmöglich!“ riefen sie. „Das wäre gegen die Tradition! In Frankreich schreibt der Duellbrauch nur einmaligen Kugelwechsel vor!“

Aus! Die Herren setzten ihre Zylinder wieder auf. Die Zuschauer fühlten eine Sorgenlast von ihrer Seele genommen. Die Kämpfer traten vor, und dann ging es lustig nach Paris zurück.

So endete der „gefährlichste“ der vielen Zweikämpfe Dumas' — eine Komödie, wie alle Duelle in Frankreich, das seit mehr als hundert Jahren das Land des krasssten Duellwesens ist...

So verlor Rußland seinen Lieblingsdichter

„Wenn Sie Natalja Gontscharoff noch länger ihre Gattin nennen wollen, so hüten Sie die Dame vor den Nachstellungen des Barons Dandes-Hedeker.“ Ganz Petersburg weiß schon, daß der gewissenlose Don Juan sich als sein nächstes Opfer die schöne Natalja ausgewählt hat; nur Sie wollen es immer noch nicht wissen. Seien Sie nicht blind! Hören Sie die warnende Stimme guter Freunde! Der Baron hat Natalja schon gefährlich umgarnt, und bald wird er sie Ihnen genommen haben...

Alexander Sergejewitsch Puschkin, Rußlands großer romantischer Dichter, ließ die zitternden Hände, die das Schreiben hielten, sinken und starrte mit weiteten, flackernden Augen durch das Fenster in den trüben Wintertag hinaus. Hinter seiner bleichen Stirn tobte ein Tumult düsterer Gedanken. Sein Herz trampelte sich zusammen. Sollte er glauben, was man ihm in den letzten Wochen immer wieder zurantete oder in anonymen Briefen schrieb? Konnte er Natalja noch vertrauen? Dürfte er noch länger stillschweigend beiseite stehen, während er vielleicht schon betrogen wurde? Oh, Natalja war schön! Sie war eine der anmutigsten und reizvollsten Frauen der Petersburger Gesellschaft! Man beneidete ihn um diesen herrlichen Besitz. Er hatte noch nie Grund gehabt, um dessen Verlust zu bangen. So leidenschaftlich, wie er Natalja liebte, glaubte er auch, von ihr geliebt zu werden. Aber dennoch: dieser niederländische Gefandtschaftsattaché Baron Dandes-Hedeker war ein elegant, verwegenes Kavallerier, dem die Herzen der Frauen nur so zuströmten. Er konnte auch Natalja gefährlich werden. Vielleicht hatte er ihr sogar schon den Kopf verdreht!...

Puschkin sprang auf, zerkrümelte den Brief und durchmaß in grenzenloser Unruhe sein Zimmer. Dann jagte er in plötzlichem Entschluß durch sein Haus, bis er wie ein Irreer vor seiner jungen Frau stand.

„Aber, Alex!“ rief Natalja besorgt. „Was erregt dich? Was hast du?“

Er gab ihr keine Antwort. Schweigend und mit schwerentstelltem Gesicht starrte er sie an. Aber ihr feines Antlitz mit den dunklen Augen und der langen schwarzen Lockenumrahmung verschleierte sich. Mit einem Male war es ausgeblüht, und dafür erschien die hohe Gestalt des niederländischen Abenteurers vor seinem Blick, und der Baron lächelte spöttisch und triumphierend. Da schlug Puschkin mit wildem Aufschrei die Hände vor die Augen, und ehe Natalja in ihrer fassungslosen Angst ihn zu halten vermochte, hatte er sich herumgerisfen, um mit langen, stürzenden Schritten das Haus zu verlassen.

Obse Pelz und Hut, von Argwohn und Eifersucht gehetzt, lief der junge sinnewirre Dichter durch die verschneiten Straßen Petersburgs. Er lief zu seinen Freunden und Bekannten.

„Sagt mir die Wahrheit!“ schrie er sie an. „Verfolgt der Baron meine Frau? Beträgt mich Natalja mit ihm?“

„Nun, nun,“ antworteten sie ihm, „Natalja wird dich doch nicht betrügen, guter Alex. Aber offensichtlich hegt sie schon große Sympathie für den Baron. Hast du nicht bemerkt, daß er sie auf den letzten Diplomatenball nicht aus den Augen ließ, daß er immer wieder mit ihr tanzte und flirte und daß sie ihm gern ihr Ohr lieh? Das ist der Anfang, Alex! Er wird nun nicht nachlassen bis Natalja seinen Verführungskünsten erlegen ist.“

„Herrgott“, erbehte Puschkin, „und ich sah das alles, ohne eine Spur von Mißtrauen zu hegen! Oh, ihr wißt noch mehr! Sagt, was wißt ihr noch?“

Die Freunde zuckten die Achseln. „Es gehen allerlei arge Gerüchte um, Alex,“ sagten sie. „Man will Natalja mit dem Baron bei gemeinsamen Eislauf beobachtet haben. Man spricht in der Gesellschaft überhaupt nicht mehr gut von ihr, und dich nennt man einen blinden Trottel.“

Da fuhr Puschkin, wie von einem Keulenstich getroffen, zurück. Er tannelte in einen Sessel, rang verzweifelt die Hände und rief:

„Was soll ich tun? Wie kam ich Natalja vor ihn retten? Sprecht doch, ratet mir...!“

„Ja,“ meinten sie, „bedenke doch, was Dandes Natalja und die zugefugt hat! Er hat den Aufbeiner Frau untergraben; er hat sie schamlos kompromittiert und dich dem Gespött preisgegeben. Begreift du denn nicht?“

Puschkin hob den Kopf. Seine Lippen flatterten. Lange musterte er mit ruhelosen, entsetzten Blicken die ersten und sorgenvollen Mienen seiner Freunde. Dann keuchte er:

„Ihr habt recht, Dandes ist mir Genugtuung schuldig, ich werde sie verlangen!“

Puschkins unheilvoller Schritt

Als er nach Hause zurückgekehrt war, befahl Puschkin seiner Frau, daß sie mit den Kindern schnellstens in einer Extrapost nach seinem Gut Michailowfsteje im Gouvernement Pskow reisen sollte. Natalja wußte, warum er das so plötzlich verlangte. Er wollte sie aus der Petersburger Gesellschaft verbannen. Er glaubte dem Matfch und beargwöhnte sie. Aber da sie ein reines Gewissen hatte, gehorchte sie ohne Widerspruch, wenn es ihr auch schwer wurde, das glanzvolle Dasein in der Residenz mit der ländlichen Einsamkeit zu tauschen zu müssen. Sie ahnte ja nicht, daß Alexander sie fortjagte, um sich in einem unheilvollen Entschluß für ihre Ehre zu opfern.

Denn kann war Natalja aus Petersburg abgereist, da schickte Puschkin seinen Kartellträger zum Baron Dandes-Hedeker. Er ließ ihn auf Pistolen fordern, auf Pistolen bis zur Entscheidung! Und der Baron, der als hervorragender Schütze bekannt war und schon manchen bitteren Zweikampf ausgefochten hatte, erklärte achselzuckend, daß er zur Verfügung stehe...

Ganz Petersburg erschraf, als das Gerücht von einem Zweikampf zwischen dem jungen Dichter und dem Adepten des niederländischen Gefandten laut wurde. Man bangte plötzlich um das kostbare Leben des siebenunddreißigjährigen Herausforderers, der mit seinen vollstimmlichen Liedern und großartigen Novellen und Epen der Liebling der russischen Nation geworden war.

Puschkin, der Dichter des „Gefangenen im Kaukasus“, des „Aslan und Ludmila“, des „Eugen Onegin“, der eben erst vom Zaren ein Ehrengeheim von zwanzigtausend Rubeln erhalten hatte und in der Blüte seines Lebens und Schaffens stand, wollte sich den Kugeln eines nichtigen Abenteurers aussetzen? Unmöglich! Das durfte nicht sein! Hunderte von Stimmen erhoben sich, um ihn von dem gefährlichen Duell zurückzuführen. Hunderte von Stimmen baten und flehten leidenschaftlich, sich um Rußlands willen zu schonen. Selbst an den Zaren wandte man sich, da her eingeweiht und den größten Romantiker der slavischen Literatur vor sicherem Untergang bewahren möge.

Doch alle diese Bemühungen blieben erfolglos oder kamen zu spät. Puschkin bestand in irrfinniger Eifersucht und unbegabtem Mannesstolz auf den Waffengang mit Dandes, und so nahm das bittere Verhängnis seinen Lauf...

Das Blutopfer

In der frühe des 27. Januar 1837 jagten die Schützen aus der Stadt, die die Duellanten und Sekundanten an den vereinbarten Kampfplatz brachten, und zur festgesetzten Stunde standen sich dann Alexander Sergejewitsch Puschkin und Baron Dandes-Hedeker draußen in der winterlichen Einsamkeit im Zweikampf gegenüber.

Grau in grau hing der Morgenhimmel über der stillen, weißen Landschaft. In der Ferne lugten die Zinnen und Thürme St. Petersburgs aus dem Schneenebel. Abseits wieherte eins der Schlittenpferde. Der Unparteiische maß die fünfzehn Schritt Distanz ab. Dann hallte seine Stimme zitternd durch die Stille:

„Bitte, meine Herren, zur Platzwahl!“

Schnell waren die Formalitäten erledigt. Puschkin und Dandes hatten ihren Standplatz eingenommen. Ein großes „Eui klappe auf; die Sekundanten präsent die darin liegenden Pistolen, luden und brachten sie ihren Partnern. Dann war es so weit!

„Fertig...? Los?“

Hüben und drüben krachten zu gleicher Zeit die Schüsse. Hatten beide gefehlt? Puschkin und Dandes blieben nach dem Kugelwechsel anrecht stehen. Die Sekundanten wollten schon die Pistolen zum zweiten Male laden. Da machte der Dichter plötzlich eine halbe Wendung, griff sich nach der Brust, wankte und brach dann, ohne daß ein Schmerzenslaut über seine Lippen kam, ohnmächtig zusammen.

Copyright by Ludwig Wollbrandt, Berlin W 30.

Sofort waren Sekundant und Arzt bei ihm, um die Art der Verwundung festzustellen. Minutenlang bliebere Stille. Endlich hob der Arzt die Augen:

„Wenig Hoffnung! Die Kugel hat ihm den Magen zerrissen...“

Da trugen sie den Schwerverwundeten zu seinem Schützen und fuhr ihn behutsam nach Petersburg zurück. Die besten Aerzte der Stadt wurden an sein Lager gerufen. Doch keiner konnte helfen. Zwei Tage wand sich der todeswunde Dichter noch in qualvollen Schmerzen. Dann starb er von Tausenden und aber Tausenden beweint...

Im Swjatogorscher Kloster, nahe seinem Gut Michailowfsteje, fand Alexander Puschkin seine letzte Ruhestätte.

Der Jac setzte der jungen Witwe elftausend Rubel Pension aus und übernahm für dreißigtausend Rubel die Prachttausgabe seiner Werke.

Natalja aber tranerte ihr ganzes Leben lang um den geliebten Gatten, und mit ihr tranerte das große, heilige Rußland um einen seiner edelsten Söhne, den das merkwürdliche Schicksal auf der Sonnenhöhe seines Ruhmes gefallt hatte.

Der Generalmajor Edwin Freiherr von Mantuffel, Chef des preussischen Militärkabinetts, schritt in seinem Zimmer unruhig auf und ab. Eine zornige Erregung loderte in ihm, und jedesmal, wenn sein Blick eine Broschüre traf, die aufgeschlagen auf seinem Schreibtisch lag, rief er mit gepreßter Stimme:

„Eine Niedertracht! Wenn ich diesen Verleumder nur zur Rechenschaft ziehen könnte!“

Da klopfte es, und sein Adjutant trat herein. Mantuffel ging ihm hastig entgegen? „Nun? Haben Sie festgestellt können, wer der anonyme Verfasser ist?“

„Jawohl, Excellenz. Ich erhielt zuverlässige Auskunft. Der Verfasser der Broschüre „Was uns noch retten kann“ ist der bekannte Stadtgerichtsrat Karl Twesten, der sich schon immer als einer der heftigsten Gegner der Militärreformen hervortat.“ Mantuffel atmete auf.

„Aha! Der Herr Twesten also! Ich hätte es mir denken können. Gut, ich danke Ihnen. Sie werden diesen Herrn sofort auffuchen. Warten Sie, bitte, in Ihrem Zimmer, bis ich Sie rufe. Inzwischen möchte ich ungestört sein.“

Der Adjutant ging. Eine Weile sah Mantuffel noch durch das geöffnete Fenster in den blühenden Maitag hinaus, herbeunahes und grübelnd. Dann setzte er sich an den Schreibtisch, nahm Feder und Briefpapier und begann mit energischen Zügen zu schreiben...

Die anonyme Broschüre, die den Generalmajor so ärgerte, erschien im Frühjahr 1861. Sie war eine einzige scharfe Kritik an der so notwendigen Reorganisation des preussischen Heeres. Jede Maßnahme, die eine Verjüngung des Offizierskorps und eine Verbesserung der Waffen bestrebt, wurde darin abgelehnt und als sinnlos bezeichnet. Und den Chef des Militärkabinetts, der auf die Neuerungen den größten Einfluß hatte, nannte die Schrift einen launischen und unheilvollen Mann. Ja, sie klagte ihn an, die militärischen Personen nur aus der Perspektive des Hofes zu sehen und mit der Armee selbst nicht die geringste Fühlung zu haben.

Die Broschüre enthielt also beleidigende Angriffe gegen Mantuffels Pflicht- und Ehrgefühl. Auch daß es ein Zivillist sein sollte, der sich hier zum Richter über erste militärische Angelegenheiten aufschwang, war für den Generalmajor empörend. Er hatte allen Grund, diesen Anonymus zur Rechenschaft zu ziehen, und er war entschlossen, sofort gegen ihn vorzugehen.

Mantuffel hatte darum einen kurzen Brief aufgesetzt. War Twesten ein bekanntes Mitglied der liberalen Partei, wirklich der Verfasser? Diese Frage mußte zunächst klargestellt sein.

Nun rief er seinen Adjutanten und befahl ihm, das Schreiben dem Stadtgerichtsrat zu überbringen.

„Geben Sie es Herrn Twesten persönlich ab und warten Sie auf Antwort“, fügte er hinzu.

Eine halbe Stunde später hatte der Adressat den Brief in der Hand. Twesten erblasse, als er den Absender las. Einen Augenblick zögerte er, den Umschlag zu öffnen. Doch er sagte sich schnell, rig den Brief auf und überflog hastig die Zeilen.

„Nach zuverlässiger Quelle muß ich annehmen, daß die anonyme Broschüre „Was uns noch retten kann“ von Ihnen verfaßt worden ist. Da ich Wert darauf lege, die Wahrheit über die Verfälscher zu kennen, ersuche ich Sie, mir durch meinen Boten mitzuteilen, ob diese Annahme zutrifft.“

Das schrieb ihm Mantuffel. Erregt las er es noch einmal. Dann wandte er sich in plötzlichem Entschlossenheit an den Adjutanten und sagte:

„Bitte, geben Sie Herrn Generalmajor Kenntnis, daß ich seine Anfrage bejahen muß. Ich habe die Broschüre geschrieben und bin jederzeit bereit, die Gründe, die mich dazu bewegten, zu erklären.“

Der Adjutant ging. Aber schon nach einer Stunde stellte er sich abermals bei Twesten ein, und diesmal las der Gerichtsrat folgendes Schreiben Mantuffels:

„Ich danke Ihnen für Ihre Offenheit. So steht mir jetzt nicht mehr eine anonyme Schrift gegenüber, sondern Herr Stadtgerichtsrat Twesten. Sie haben meinen Namen der öffentlichen Mißachtung preisgegeben. Ich ersuche Sie deshalb, die beleidigenden Stellen der Broschüre in einer öffentlichen Erklärung zurückzunehmen!“

Twesten war hierauf vorbereitet. Er hatte inzwischen Zeit genug gehabt, sich darüber klar zu werden, daß Mantuffel nur aus diesem Grunde Interesse am wahren Verfasser der Schrift haben

konnte. Indes, er war ein viel zu verbissener Feind der militärischen Reorganisationsmaßnahmen, um nun etwa nachzugeben oder gar seinen blinden Ueberseher einzuflehen. Nein, er bestimmte sich nicht nur zu seiner Schrift, er hielt deren Inhalt auch Wort für Wort aufrecht.

„Ich habe nicht anonym geschrieben, um die Verantwortlichkeit abzulenken, sondern nur, weil ich das für die Wirkung der Broschüre zweckmäßiger hielt“, antwortete er Mantuffel. „Ich habe auch nicht die Absicht gehabt, einen hochstehenden und charakterfesten Mann anzugreifen. Ich wandte mich vielmehr nur gegen eine gefährliche und unheilvolle Einrichtung, um die allgemeine Aufmerksamkeit darauf zu lenken. Da ich dabei nach bestem Wissen geschrieben habe, kann ich auch nicht einen Satz meiner Schrift widerrufen. Ich muß daher die gewünschte Erklärung leider ablehnen!“

Als der Adjutant dieses Antwortschreiben zurückgebracht hatte, nickte Mantuffel stumm. Dann reichte er sich auf und blühte mit ernstem Augen auf ein paar Pistolen, die über Kreuz an der Wand hingen...

Am nächsten Tage, am 25. Mai 1861, erschienen in der Wohnung des Stadtgerichtsrats zwei Generale. Sie kamen in Mantuffels Auftrag und ersuchten Twesten noch einmal eindringlich, die Beleidigung des Chefs des Militärkabinetts durch eine öffentliche Erklärung zurückzunehmen. Sie wiesen darauf hin, daß er in seiner Schrift von grundsätzlichen Voraussetzungen ausgegangen sei und vom Wesen und Willen Mantuffels nur eine mangelhafte Kenntnis haben könne. Sie erklärten ihm, daß sich Mantuffel aufs schwerste in der Öffentlichkeit herabgesetzt und beleidigt fühlen müsse und entschlossen sei, sich unbedingt Genugtuung zu verschaffen. Sie versuchten alles, um ihn nachgiebig zu machen, und beschworen ihn, den Streit mit einem der wichtigsten und besten Männer Preussens auf gutlichem Wege aus der Welt zu schaffen. Doch alles was umsonst. Twesten lehnte hartnäckig jede widererfindende Erklärung ab.

Da gaben die Generale dem Stadtgerichtsrat bekannt, daß sie für diesen Fall den Auftrag hätten, ihm eine Pistolenforderung des Freiherrn von Mantuffel zu überbringen. Der Generalmajor bestellte auf schärfste Bedingungen und verlangte Kugelwechsel auf fünfzehn Schritt bairiert mit drei Schritt Distanz und Fortsetzung des Duells, bis er als der Beleidigte Genugtuung zu haben erklären würde.

„Und wann soll das Duell stattfinden?“ fragte Twesten kühl.

„Schon übermorgen, am 27. Mai, nachmittags drei Uhr. Als Rendezvous-Platz schlagen wir die Schießstände des Potsdamer Garde-Jägerbataillons vor.“

Twesten verzog keine Miene.

„Ich werde zur Verfügung stehen“, sagte er kurz und mit fester Stimme.

Dann gingen die Herren. Sie überbrachten Mantuffel das Ergebnis ihrer Unterredung mit dem Gerichtsrat und rieten ihm, die Angelegenheit dem König zu unterbreiten. Der Generalmajor sei in seiner Stellung gegen Zweikämpfe in der Armee bisher immer rückfälliges eingeschritten; es könne wohl nicht angehen, daß er jetzt selber zur Waffe greife, ohne vom König die Genehmigung dazu zu haben.

Mantuffel nickte: „Sie haben nicht unrecht, meine Herren. Aber ich weiß, daß Seine Majestät das Duell nicht dulden würde. Ich werde ihm nach dem Zweikampf, sofern ich diesen überlebe, die Sachlage darlegen und eine Untersuchung gegen mich beantragen. Vorher muß ich auf Genehmigung bestehen. Ich kann nicht anders!“

„Herr Twesten, geben Sie mir die Hand“

Am 27. Mai 1861, nachmittags drei Uhr, bei Potsdam, nahe den Schießständen des Garde-Jägerbataillons...

Die Duellanten und Zeugen waren pünktlich zur Stelle. Die Plätze wurden ausgelost, die Waffen geladen, die Barrieren gekennzeichnet. Noch einmal versuchten beider Sekundanten eine Vermittlung. Noch einmal drang man in Twesten, nachzugeben. Doch jede Bemühung blieb vergeblich.

„Fertig!“ rief der Unparteiische.

Twesten, in der irrfinnlichen Meinung, es würde a tempo geschossen, avancierte bis zur Hälfte der Distanz, zielt und drückte ab. Aber seine Kugel traf nicht.

Nun avancierte Mantuffel. An der Barriere sentte er jedoch die Pistole.

„Herr Twesten“, rief er seinem Gegner zu, „Sie haben sich in der ganzen Angelegenheit als Ehrenmann benommen. Es ist ungewöhnlich, in einem solchen Augenblick seinen Widersacher noch anzureden. Ich habe indes keine Rancüne gegen Sie. Ich bin es nur meiner Stellung und Ehre schuldig, von Ihnen eine widererfindende Erklärung zu fordern. Daher frage ich Sie, ob Sie nicht noch jetzt ihre Ansicht ändern und sich zur Erteilung einer solchen bereit erklären wollen!“

Einen Augenblick herrschte bleierne Stille. Dann antwortete der Amtsgerichtsrat:

„Herr General, ich habe bereits erklärt, daß es mir nicht in den Sinn gekommen ist, die Ehrenhaftigkeit Ihres Charakters anzuzweifeln und Ihnen irgendeine persönliche Beleidigung zuzufügen. Was ich in der Schrift gesagt habe, hängt ich dem Inhalt und der Form nach für angemessen; ich halte es noch dafür und kam von dem Gesagten kein Wort zurücknehmen!“

Nach dieser Erklärung zuckte Mantuffel die Achsel. Dann schoß er — und seine Kugel zerschmetterte dem Gegner den rechten Unterarm...

„Es ist gut! Ich hoffe, die Verletzung ist nicht von Bedeutung!“ rief Mantuffel alsdann, und sich an den Betroffenen wendend: „Jetzt, Herr Twesten, geben Sie mir Ihre Hand!“

Twesten tannelte ihm entgegen.

„Herr General, die Rechte kam ich Ihnen nicht mehr geben“, antwortete er, „aber hier, nehmen Sie die Linke!“

So endete der Zweikampf Mantuffel-Twesten.

Nach Berlin zurückgekehrt, begab sich der Generalmajor sofort zum König, um sein Handeln zu rechtfertigen. Er erklärte, nur durch ein Militärkabinettt bleiben zu können, wenn er die Folgen des Duells getragen habe und dem Gesetze

Erlebnisse der Kameradschaft

Unter diesem Titel bringen wir Erlebnisberichte aus der Kampfzeit um das neue Deutschland, die der Reihe: „Bücher der jungen Nation“, Band 6: „Erlebnisse der Kameradschaft“ (Zentralverlag der NSDAP, Franz Eher Nachf., München), entnommen werden. Sie sind nicht an Schreibfäulnis erkrankt, sie sind das Ergebnis geopferten Tades und sorgenerfüllter Nächte im Dienste des Volkes. Soziale Erlebnisse — fast ebensoviel verschiedene Verfasser! Und kein „Prominenter“, — keiner „mit Namen“ ist darunter.

Die Schriftleitung.

Ich für dich, du für mich!

Es war in der Kampfzeit. Wir durften nicht einmal zusammen gesehen werden. Hinter jedem von uns vermuteten sie einen Hochverräter. Unsere Organisation war großartig. Das war nur möglich, weil wir Kameraden waren, die nicht nur die Welt den anderen verraten hätten.

Ich war arbeitslos und aus der Schule geworfen... konnte also mit meiner Zeit anfangen, was ich wollte.

Am Vortag hatten wir wieder einmal den ganzen Ort mit Latenzkreuzen bemalt und an die Wände mit großen Lettern unseren Gruß geschrieben. Heute war ein grüner Tag, also aufgepasst und auf der Hut sein! Ich zog es vor, einen Besuch im Bergwerk zu machen. Vom Betriebsleiter holte ich mir eine Bestätigung zur Besichtigung und fuhr mit dem Gefährt des Bergwerks in die Grube ein. Dort wollte ich meinen nächsten Gehilfen sprechen. Dort kam ich bis zur Station 12. Aber von hier hätte ich Nebenstrecken gehen müssen, so zog ich es vor, mich fernmündlich mit ihm in Verbindung zu setzen.

„Hier ist Station 3!“

„Hier ist Station 12! Kann ich die Transportaufsicht einmal haben?“

„Ja, ist am Apparat! Was gibt es denn schon wieder?“

„Wie geht es amonten vorwärts?“

„Mensch, melde dich doch, hier ist Alles!“

„Krent mich angedenklich, hier ist H 2 & 7!“

„Wie kommst denn du da her? Haben sie dich schon gefasst?“

„Nein! Dich vielleicht?“

„Ja, ich soll, wenn ich ausfahre, sofort auf die Kanzlei kommen. Höchstwahrscheinlich erwarten sie mich dort schon.“

„Du, hör zu! Ich komme zu dir hinüber!“

„Nein, bleibe dort, hier haben wir ein paar Verdächtige; ich komme mit dem nächsten Transport durchgefahen!“

Ich wartete, bis der nächste Transport ankam, auf dem rückwärts, ohne Licht, mein Kamerad saß. Ich ging ihm entgegen, und wir verdrussten in einen Nebenstollen. Er fing gleich an: „Du, hör zu! Ich werde also schon gefasst. Da muß uns so eine Hundeseule verknopft haben! Wenn ich nur wüßte, wer es war. Ich würde ihm noch jetzt meine besondere Zuneigung ausdrücken, aber so, daß er sich nicht mehr wünscht, meine Zuneigung zu spüren!“

„Aber das kann doch nicht möglich sein! Wir haben doch niemanden gesehen, und uns kann doch in drei Tonfels Namen niemand gesehen haben?“

„Jetzt ist es schon zu spät. Lange genug bin ich ihnen durch die Lappen gegangen. Wenn ich nur meine Frau nicht hätte, wäre es mir ganz gleich, aber so, wenn ich die Arbeit verliere, list sie ohne Geld — und ich sitz auch!“

Meine Gedanken waren schon ganz woanders. Ich muß dem armen Kerl doch aus der Klemme helfen. Die einfachste Lösung ist, es läßt sich ein anderer für ihn einsperren. Ich sage ihm das,

aber zuerst will er nicht. Nur durch langes Zureden läßt er sich dazu bewegen, bei der Vernehmung so lange zu leugnen, bis von einer anderen Seite seine Bekreimung kommt. Ich fahre aus und gehe meine Wege.

Im Laufe des Abends konnte ich mit einem meiner arbeitslosen Kameraden im Walde zusammen. Der muß herhalten, obwohl er erst vor kurzer Zeit drei Wochen gebrummt hat. Ich frage ihn, ob er in nächster Zeit Aussicht auf Arbeit habe, er verneint. Nachdem ich ihm nun eröffnete, daß er sich ein paar Wochen einsperren lassen möge, fragt er mich doreist, für wen es sein soll. Wie ich ihm damit den Namen sagte, gab es für ihn nur noch ein Wort: „Ja!“

Dann meinte er noch, daß er wohl jetzt nicht mehr mit vier Wochen abkommen werde, da er doch schon des öfteren wegen dieser Delikte gefessen habe, aber wenn ich die Hauptschuld auf mich nehmen wollte, würde er es schon machen.

Ich versprach ihm, mich daran zu halten, daß ich ihn durch Versprechungen dazu verleitet hätte, mitzumachen. Dann schickte ich ihn zu Fritz, damit er sich ein paar Farbensflecke auf die Hose machen könnte, und er soll auch bei seiner Aussage angeben, daß er wüßte, wo ich den Farbenspiegel versteckt habe. Ich will noch zu einem Kameraden in einem anderen Ort gehen und ihm Bescheid sagen, daß ich in den nächsten Tagen wegfahre, wenn ich zurückkomme, möchte ich gerne wissen, was los ist. Nach drei Tagen habe ich mich bei meiner Mutter wieder sehen lassen, und nach zehn Minuten waren auch schon die Gendarmen da. Mutter konnte mir lediglich sagen, daß ich gefasst werde und „Lieblinge“ schon des Öfteren nach meinem Verbleib gefragt hätten.

Mein Malergeselle war eingesperrt, und mich hatten sie nur auch. Bei meiner Ansage wurde ich sofort gefragt, wer noch mit mir gewesen sei, denn einer allein könnte das doch nicht gemacht haben. Ich sollte mich nicht auf Leuten verlassen, denn sie wüßten schon alles. Ich sagte zuerst, daß ich ganz allein gewesen wäre, und erst nach längerer Zeit sagte ich dann, nach Zusagen eines milden Strafmaßes, aus, daß Willi, der Arbeitslose, mit mir war.

Großes Erschauern alleits, und ich wurde abgeführt. Nachmittag war Willi schon im Kitzchen. Er gestand reumützig, daß er sich morgen selbst gemeldet hätte, da er den anderen nicht für ihn brennen lassen wollte, aber er wäre nicht der Schuldige, ich hätte ihm Geld und noch so manches versprochen, wenn er mitmachen wollte. Bei der Gegenüberstellung nannte er mich noch einen „Verräter“, und er hätte sich auch ohne meinen Verrat gemeldet, und er wisse jetzt auch Bescheid, mit wem er es zu tun habe.

Rechnat: Er bekam drei Wochen, besonders mildere: Notlage und gemeine Verführung. Ich: Sechs Wochen Arrest. Besonders erschwerend: Ausnützung der wirtschaftlichen Notlage für verbrecherische Zwecke.

Bei Willi wurden auch die Farbensflecke an seiner Hose gefunden, und da er auch sein Mißbi nicht erbringen konnte, war es ein leichtes, das Beweisverfahren zu schließen. Er wüßte auch, wo der Farbenspiegel versteckt war, und so konnte kein Zweifel an seiner Mittäterschaft entstehen.

Verflucht lange waren die sechs Wochen, aber umgegangen sind sie auch, und die Hauptsache blieb, daß mein Gehilfe seine Arbeit behalten hat und wieder ein Band mehr unserer Kreis, den Kreis der „Hochverräter“, zusammenhielt.

Wenn ich auch nach Verhängung meiner Strafe als Verräter angesehen wurde, so war es für mich doch ein leichtes, dies zu tragen, denn wir, die wir uns verschworen hatten, wußten doch genau, was wir voneinander zu halten hatten.

Ich habe auch später ein paarmal die Hilfe von einigen meiner Kameraden benötigt, und ich kann sagen, daß wir treu dem Grundsatz leben:

Ich für dich, du für mich!

Ich bin's gewesen!

Heute lesen wir in der Zeitung, die Arbeitslosigkeit ist seit der Machübernahme durch Adolf Hitler von fast 7 auf 1,4 Millionen zurückgegangen.

Das klingt so einfach! Aber nur der, der die Arbeitslosigkeit am eigenen Leibe erfahren hat, kann ermessen, was diese paar Zeilen bedeuten.

Arbeitslosigkeit hieß: Haß gegen alle, die Arbeit haben und verdienen, Einschränkung auf allen Gebieten bis zum Stumpfsein, Kriecherei beim Betteln um Arbeit, Hunger und Kälte, stumme Anklage von Weib und Kind. Arbeitslosigkeit hieß Erniedrigung. Und man ist machtlos.

Bei uns Jungen, die keine Familie hatten, mochte es noch gehen. Wir zogen den Schmachtriemen enger. Aber die Verheirateten. Es gibt nichts Schrecklicheres, als die Kinder, sein eigen Fleisch und Blut, hungern und frieren zu sehen.

Daß wir nicht Kommunisten, ja arminigste Sozialisten geworden sind, die in ihrer Verzweiflung alles kurz und klein schlagen, wandert mich heutzutage noch. Aber der Glaube an Adolf Hitler hielt uns anrecht, und er hat es geschafft, und wir mit ihm.

Damals hatten wir im Sturm einen Draufgänger, der immer dabei war. Er stand stets in vorderster Front, wenn etwas los war. Die Folge war natürlich auch, daß er oft geschlappt wurde. Eine Strafe folgte der anderen. Wegen Zettelankens (Platatabreißen — unbefugten Waffenbesitzes (selbstgefertigtes Verteidigungswerkzeug) — Körperverletzung — Widerstand gegen die Staatsgewalt, und jedesmal wurde die Strafe höher, da vorbestraft wegen gleicher und ähnlicher Delikte. Steinbrecher war allenthalben bekannt als ein rabiatler Kerl. Sein Arbeitgeber sah ihn gern, denn er kämpfte ja gegen die Marginalien, die alles „sozialisieren“ wollten. Das genigte dem Herrn. Was wir Nationalsozialisten sonst aber noch wollten, dafür hatte man kein Verständnis, oder es fehlte der nötige politische Horizont.

Die Belegschaft haßte Steinbrecher. Sie war rot. Überall machte man ihm Schwierigkeiten. Der Betriebsrat setzte Himmel und Hölle in Bewegung, ihn hinauszuändern. Aber der Fabrikherr hielt ihn, auch wenn Steinbrecher von Zeit zu Zeit verschwand, um seine Strafe abzuhängen.

Karl Steinbrecher war verheiratet und hatte zwei niedliche kleine Buben. Seine Frau hatte nur Angst, daß er seine Arbeit verlieren würde. Saß er im Kitzchen, dann legten wir im Strome zusammen und halfen der Frau. Besonders war es Max Schreiber, Steinbrechers Freund, und sein Leibeshergab. Die beiden Jungen liebten Onkel Maxe zärtlich.

Wieder einmal stieg ein Wahlkampf. Wir kamen seinerzeit aus dem Betrieb nicht raus. Es hieß also feste arbeiten. Kleine Kolonnen zogen nachts los, hies unsere Zettel anklappend, dort feindliche abreißen. Natürlich war das alles verboten. Aber ganze Einfassungen mielen, das konnten sich nur die Roten oder die bürgerlichen Parteien leisten. Wir armen Nazis mußten eben ohne Geld Propaganda machen.

Steinbrecher und noch zwei andere vom Strim schleichen in Zivil die Straße lang, unter dem Mantel Zettel, Flugblätter, Pinsel und Kleisterpott. Steinbrecher hat sich eine besondere Krake konstruiert, mit der er mit ein paar Zügen Plakate herunterstülften kann.

Im Seinerzeit Platz pürschen sie eine Einfasssäule an, auf der ein riesengroßes rotes Plakat der SPD, prangt. Erst mal rekonoszieren. Sie umschleichen den Platz. Alles sicher, weit und breit nichts zu sehen.

Allo ran, das rote Plakat muß runter!

Während die Begleiter Steinbrechers im Hintergrund bleiben, bimmelt dieser wie ein einsamer Nachtwandler an die Einfasssäule heran, zieht schnell seine Krake aus der Tasche und reißt das Plakat zu schanden.

Da springen aus einem der Klederbüsche, die den Platz zieren, zwei Männer mit erhobener Pi-

stole hervor mit dem Rufe: „Halt! Stehenbleiben! Hände hoch! Kriminalpolizei. Sie sind verhaftet!“

Soll ich mich festnehmen lassen? denkt Karl. Nein, die haben mich doch nicht erkannt.

Blitzschnell schlägt er den Arm des Kriminalbeamten, der ihm die Pistole entgegenstreckt, mit der Faust herunter und faßt weg. Im Stützack rennt er weiter. Vielleicht schießen die Beamten. Nein, sie schießen nicht, aber etwas Schlimmeres passiert.

„Steinbrecher! Sie sind erkannt!“ ruft einer von ihnen. Er kommt atemlos zu Hause an. Seine Frau hat schon lange auf ihn gewartet.

„Ist etwas passiert?“ fragt sie.

„Ja, leider“, antwortet er und erzählt ihr die ganze Geschichte.

„Wenn du bloß nicht deine Stellung verlierst. Sie können dich nicht halten, wenn du wieder eingesperrt wirst.“

Stumm liegen sie nebeneinander in den Betten und hören das Atmen der sorglos schlummernden Buben.

Mein Gott, nur nicht wieder diese grausame Zeit der Arbeitslosigkeit. Das wäre furchtbar. Wenn die Jungens nicht wären.

Da klopf es leise an das Fenster.

„Da sind sie wohl schon?“ sagt die Frau. „Haben sie dich gehen und kommen sehen?“

„Ich glaube nicht“, sagt Steinbrecher. Er springt ans dem Bett und geht ans Fenster.

„Wer da?“ fragt er.

„Ich bin's — Max.“

„Ja. Was ist los?“

„Emil war doch mit dir Neben. Er war gerade bei mir und erzählte, daß sie dich wahrscheinlich erwischt hätten.“

„Nein, so schnell geht das nicht. Aber sie haben mich erkannt.“

„Ich habe mich orientiert. Deine Wohnung ist nicht bewacht. Die haben dich nicht kommen sehen. Du, ich stell' mich für dich. Wenn du bestraft wirst, verlierst du deine Arbeit. Das geht nicht.“

„Bist wohl verrückt? Wenn ich was ausgefressen habe, trage ich auch die Folgen. Kommt gar nicht auf die Platte.“

„Karl, wenn du es bloß deiner Frau und deiner Kinder wegen tust. Bei mir ist es doch Wurs. Ich brauche für niemand sorgen. So einen kleinen Kameradschaftsdiens wirst du doch von mir annehmen.“

Lange ringt Steinbrecher mit sich. Dann drückt er Max die Hand.

Am 5 Uhr morgens wird Karl Steinbrecher verhaftet.

Im Laufe des Vormittags geht Max Schreiber zur Polizei.

„Ich habe gehört von Steinbrecher seiner Frau, daß Sie ihn verhaftet haben. Er soll heute nacht um 3 Uhr auf dem Seidwiger Platz ein Plakat heruntergerissen haben, und soll sich der Verhaftung entzogen haben. Das ist nicht wahr. Ich bin's gewesen!“

„So. Sie waren es? Ich glaubte doch sicher Steinbrecher erkannt zu haben“, sagte zweifelnd der Kriminalbeamte. „Warum stellen Sie sich denn?“

„Weil Sie Steinbrecher fälschlich festgenommen haben. Sonst wäre ich sicher nicht gekommen.“

Man nimmt Max Schreiber in Haft. Noch ein paar Tage dauern die Erörterungen, dann wird Steinbrecher entlassen.

Steinbrecher wird gar nicht vernommen. Schreiber wird bestraft mit drei Monaten Gefängnis wegen Abreißen von Wahlplakaten und Widerstands gegen die Staatsgewalt. Beweis: Eigenes Geständnis des Angeklagten.

Als Max Schreiber nach langen, grauen Wochen das Gefängnis verläßt, steht der ganze Sturm angetreten davor.

Im Triumphzug geht es nach dem Sturmlokal.

Und dort: Hoch klingt das Lied vom guten Kameraden!

Genüge geschehen sei. So wurde eine Untersuchung eingeleitet, und während Twoelen später der Anpreisung verfiel, büßte Mantelwosten in Magdeburg drei Monate Festungshaft ab. Er blieb dann noch vier Jahre Chef des Militärkabinetts, brachte es in den Einigungskrieg zum Generalfeldmarschall, wurde später Reichsstatthalter von Elsaß-Lothringen und ging als einer der besten Heerführer jener Zeit in die Geschichte ein.

Als im Sommer 1879 vor dem Wiener Schwurgericht der sensationelle Prozeß gegen die Ordenswucherer Sonnenberg und Schweizer stattfand, deutete der Staatsanwalt Soos in seiner Anklagerede an, daß bei den zur Aburteilung stehenden verbrecherischen Geschäften auch ein angesehenes Mitglied des ungarischen Oberhauses seine Hand im Spiele gehabt habe. Diese Neugierig nahm der ungarische Abgeordnete Johann von Asboth zum Anlaß, um wenige Tage später in der Zeitung „Magyarország“ schwere Angriffe gegen den Grafen Viktor Zichy-Ferraris zu veröffentlichen. Er warf diesem vor, bis zu seiner Ernennung zum Staatssekretär im Kabinett Tisza an jenen dunklen Geschäften beteiligt gewesen zu sein und dabei Hunderttausende verdient zu haben. Keinen anderen als ihn hätte der Staatsanwalt in Wien gemeint, und es sei eine Schande, daß ein Mann mit so unsauberer Weste der k. u. k. ungarischen Regierung angehöre!

Die Enthüllungen Asboths erregten in der ganzen österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie ungeheures Aufsehen. Graf Zichy-Ferraris, der erst im siebenunddreißigsten Lebensjahre stand, zählte zu den einflussreichsten und angesehensten Mitgliedern des Hochadels. Er galt als hochbegabt und strebsam und hatte sich überall große Sympathien erworben. Er war auch ein galanter und schöner Mann, für den alle Frauen des Landes schwärmten. Nun aber, da man ihm unredliche Geldgeschäfte vorwarf, wurde er jäh von der stolzen Höhe seines Ansehens herabgerissen und in den Staub gestert.

Lähmendes Entsetzen ergriff zunächst die Budapestener Gesellschaft. Man hielt es für unmöglich, daß sich Graf Zichy Ferraris derartige Missetaten zuschulden kommen lassen hätte. Man erwartete, daß

er die Enthüllungen Asboths augenblicklich als Lüge entlarven würde.

Allein, der Bloßgestellte hatte kein reines Gewissen. Er hatte tatsächlich in der Ordenswuchererei eine unrühmliche Rolle gespielt. Die Anklagen stimmten, wenn sie auch aufgebauscht waren. Sie zwangen jedenfalls den Grafen, sofort seine amtliche Stellung aufzugeben, und von dieser Stunde an war er ein gestürzter Mann, ein Geschlehter, den man von Tag zu Tag grimmigere moralische Fußstapfen verfolgte.

Graf Zichy gehörte dem Pester Jockey-Klub und dem Verein „Nationalkasino“ an. Er war hier bisher ein gern gesehener und wichtiges Mitglied gewesen. Jetzt aber wünschte man seine Mitgliedschaft nicht mehr. Der Jockey-Klub schloß ihn unmittelbar nach dem Bekanntwerden seiner Verfehlungen aus, und einige Wochen später, als der Kampf gegen ihn als willkommene Möglichkeit, dem Kabinett Tisza einen schweren Schlag zu versetzen, hemmungslos in ganzen Lande tobte, forderte ihn „Nationalkasino“ der Graf Stephan Karolyi, daß man den Verfehlten ebenfalls aus der Vereinsliste streiche.

Zichy hatte ein paar Freunde im „Nationalkasino“, die ihm treu geblieben waren und die erkannten, daß der gehässige Feldzug gegen ihn viel mehr der Regierung Tisza galt als dem bisherigen Unterstaatssekretär. Sie erhoben tapfer ihre Stimmen gegen den Grafen Karolyi und verteidigten Zichy. Es kam zu einer erregten Sitzung, in der sich die Magnaten in zwei Lager zu spalten schienen.

Aber Graf Karolyi hatte allzu gewichtige Gründe für seine Ausschlußforderung.

„Es darf nicht sein, daß wir diesen Mann noch in unserer Mitte dulden!“ rief er. „Zichy hat aus purer Geldgier ehrlöse Geschäfte gemacht und sich damit aus unserem Stand ausgeschlossen. Er paßt nicht mehr in das „Nationalkasino“! Ganz Ungarn würde bei seinem Verbleiben im Verein sagen, der Adel stecke mit diesem Ordenswucherer unter einer Decke! Ganz Ungarn würde mit fingern auf uns zeigen und rufen: seht, die Herren vom „Nationalkasino“, sie sind um kein Haar besser!“

Diese Worte wirkten. Noch lange wurde heftig für und wider den Ausschluß geredet. Aber

als schließlich abgestimmt wurde, stieg Karolyi mit sechsundzwanzig zu sieben Stimmen, und so wurde Graf Zichy-Ferraris auch aus diesem aristokratischen Verein hinausgeworfen.

Fassunglos und verbittert verfolgte Graf Zichy den hemmungslosen Kampf, den man monatelang gegen ihn führte. Er wüßte, daß er gefehlt hatte, und er war bereit, dafür die Strafe auf sich zu nehmen. Die Feinde des Kabinetts Tisza standen dahinter. Reid und Mißgunst schürten den Haß. Politische Intrige perfidierte die Leidenschaft immer aufs neue auf. Nein, dies war schlimmer, als es ein Mensch ertragen konnte!

Zichy schlichtete sich ohnmächtig auf seine Güter. Er suchte nach einem Ausweg, wie er den Rest seiner Ehre retten könnte. Doch er fand keinen. Er sah nur noch eine Möglichkeit, um sich eingezungen zu rehabilitieren. Das war das Duell.

So forderte er den Abgeordneten Johann von Asboth, der den Vernichtungsfeldzug gegen ihn entfesselt hatte, zum Zweikampf. Doch Asboth lehnte die Annahme der Forderung kurz und bündig ab.

„Meine Behauptungen entsprechen der Wahrheit“, erklärte er. „Vor einem ordentlichen Gericht stehe ich jederzeit dafür ein. Zum Duell habe ich jedoch keine Veranlassung; ich schlage mich nicht mit einem Verbrecher.“

Verzweifelt richtete Zichy seine Duellforderung nun gegen den Grafen Stephan Karolyi, seinen Hauptgegner. Allein, auch dieser lehnte die Annahme ab.

Da nahm er seine Zuflucht zu einer öffentlichen Verteidigung, durch die er Karolyi zur Annahme der Forderung zwingen wollte. Am 5. Mai 1880 veröffentlichte er in allen Zeitungen Budapests eine Erklärung, in welcher er seinen Gegner einen niederrichtigen Verleumder und Feigling nannte.

Würde Karolyi nun daraus die Konsequenzen ziehen? Nein, immer noch nicht.

Statt dessen erschien am nächsten Tage in den gleichen Blättern eine Veröffentlichung, in der jene sechsundzwanzig Mitglieder des „Nationalkasinos“, die seinen Ausschluß befürwortet hatten, ihm erwiderten, daß er satisfaktionsunfähig sei und niemand beleidigen könne, da die ihm zur Last gelegten Handlungen gegen die Ritterlichkeit verstoßen hätten. Sie seien deshalb der Ansicht, daß ihm keinerlei Genugthuung gegeben werden dürfte.

Zichy versuchte hierauf noch ein letztes. In einer neuen Presseerklärung antwortete er dem Grafen Karolyi: „Nur ein Feigling läßt sich durch andere verteidigen.“

Umsonst! Auch dies verzweifelte Mittel hatte keinen Erfolg. Nach wie vor beharrte Karolyi auf der Ablehnung der Forderung.

Doch da mischte sich plötzlich der Wiener Jockey-Klub ein, der bedeutendste aller aristokratischen Vereine der österreichisch-ungarischen Monarchie. Der ließ den Grafen Karolyi wissen, daß er sofort aus dem Klub ausgeschlossen werden würde, wenn er dem Grafen Zichy-Ferraris nicht endlich Genugthuung gebe. Und das half.

So nahm Graf Karolyi die Herausforderung unter dem Druck aus Wien an, und das Duell wurde auf den 24. Mai 1880 festgesetzt.

Im Walde bei Preßburg

Viktor Zichy-Ferraris wählte zu seinen Sekundanten den Grafen Alexander Zichy und Heinrich Chorinitsi; Stephan Karolyi den Grafen Alexander Karolyi und Bela Szachenyi.

Versöhnungsversuche waren bei der Lage der Dinge zwecklos.

Am 24. Mai trafen sich die Teilnehmer des Zweikampfs an einem stillen, idyllischen Platze im Walde bei Preßburg. Küßl wurden die üblichen Formalitäten erledigt.

Dann standen sich die beiden Gegner in fünfzehn Schritt Abstand zu dreimaligem Kugelwechsel gegenüber.

Der erste Schuß ging sowohl hüben wie drüben vorbei. Doch beim zweiten Wechsel wurde Graf Zichy mitten in die Brust getroffen. Er brach lautlos zusammen und wurde dann nach Budapest in das Palais seiner Eltern in der Danjüngersgasse transportiert. Hier lag er noch vier Tage lang unter schweren Qualen auf dem Schmerzenslager. Dann hatte er ausgelitten — Opfer einer politischen Hege und eines hemmungslosen Hasses...

So endete dieses Duell, das damals die ganze Welt bewegte.

Graf Karolyi wurde nach eingehender Untersuchung zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt, aber vom Kaiser Franz Joseph begnadigt. Erst nach Jahren verurteilte die Anteilnahme, die man dem tragischen Zweikampf in allen Ländern des Erdballs gezollt hatte.

KRANK?

Dann lassen Sie sich

homöopathisch

behandeln. — In dem

Dispensario Homöopathico São Paulo
Praça João Mendes 8, sobr.

stehen Ihnen von 9—18,30 Uhr die besten homöopathischen Aerzte São Paulos

unentgeltlichzur Verfügung. Denken Sie daran, dass jede leichte Erkrankung in eine schwere Krankheit ausarten kann. Die Homöopathie heilt auch in schwersten Fällen auf eine milde Weise und mit recht geringen Spesen.
(Neben der homöopathischen Apotheke Dr. Willmar Schwabe Ltda.)**Dres. Lehfeld und Coelho**
Dr. Walter Hoop
RechtsanwälteSão Paulo, Rua Libero Badaró Nr. 30,
Telef.: 2-0804 — 2. Stock, Zim. 11—16 — Postfach 444**BANDONEONS** und
Schifferklaviere (Gaita piano)

der Weltmarke AA (Alfred Arnold) sind die meist gesuchten. — Generalvertreter:

Adolf Schwab, Pelotas Rio Grande do Sul
Agenturen an verschiedenen Plätzen können noch vergeben werden.**VIGOR=**
MILCH

Die beste Milch in São Paulo

S. A.
Fabrica de Productos
Alimenticios "VIGOR"Rua Joaquim Carlos 178
Tel.: 9-2161, 9-2162, 9-2163**Ä R Z T E T A F E L****Dr. Mario de Fiori**Spezialarzt für allgemeine Chirurgie
Sprechst.: 2—5 Uhr nachm., Sonnabends: 2—3.
Rua Barão de Itapetininga 139 - II. andar - Tel. 4-0038**Dr. G. H. Nick**Facharzt
für innere Krankheiten.Sprechstunden täglich v. 14-17 Uhr
Rua Libero Badaró 73, Tel. 2-3371
Privatwohnung: Telefon 8-2263**Deutsche Apotheke**
in Jardim AmericaAnfertigung ärztlicher Rezepte, pharmazeutische Spezialitäten — Schnelle Lieferung ins Haus.
RUA AUGUSTA 2843
Tel. 8-2182**Dr. Erich Müller-Carioba**Frauenheilkunde und Geburtshilfe
Röntgenstrahlen — Diathermie
UltraviolettrahlenKons.: R. Aurora 1018 von 2-4,30
Uhr. Tel. 4-6898. Wohnung: Rua
Groenlandia Nr. 72. Tel. 8-1481**Deutsche Apotheke****Ludwig Schwedes**
Rua Libero Badaró 45-A
São Paulo / Tel. 2-4468**Deutsche Apotheke****Pharmacia Aurora**

Ind.: Carlos Bayer

Rua Sta. Efigenia 299

Tel. 4-0509

Gewissenhafte Ausführung
aller Rezepte, Reiche Auswahl
in Parfüm- und Toiletteartikeln.**Diplomierter**
Zahnarzt**Herbert Pohl****Soghans Martinelli**

12. Stock, Zimmer 1232

Telefon 2-7427

Vor
Annahme falschen Geldesschützt der bargeldlose Zahlungsmittel.
Eröffnen Sie ein Konto beim**Banco Alemão**
Transatlantico

RUA 15 NOVEMBRO 268

und zahlen Sie Ihre Rechnungen

per Scheck!Zu jeder gewünschten Zeit erhalten Sie
von uns einen Auszug ihrer Rechnung. um
Ihnen die Kontrolle über Ihre Zahlungen
zu erleichtern.**Versicherungen****G. OPITZ**
Caixa 94 Telefon 2-5165**Jorge Dammann**Deutsche Damen- u. Herren-
schneiderei. Große Auswahl
in nat. u. ausländ. Stoffen.
R. Piritanga 193, Tel. 4-2320**Josef Hüls**Erstklassige Schneiderei. —
Mäßige Preise. — Rua Dom
José de Barros 286, sobr.,
São Paulo, Telefon 4-4725**Heinrich Lutz**

Deutsche Schuhmacherei

Rua Sta. Efigenia 225

Georg Diegmann

Schneidermeister

Rua Aurora 18

João Knapp

Klempner, Installation.

Regist. Rep. de Águas und
Gás. — Rua Mont. Baffa-
laqua 6. Telefon 7-2211.**Familienpension****CURSCHMANN**

Rua Florencio de Abreu

153, Sobr. (bei Bahnhof)

Telephon: 4-4094

Dolizei im Rivoli

ROMAN VON HARALD BAUMGARTEN

Abdrucksrecht durch Carl Duncker-Verlag, Berlin

(7. Fortsetzung)

Da sah sie einen Kopf sich seitwärts vom
Fenster vorschleichen. Er war erschreckend nah
— und doch wie ein dunkler Fleck.„Vorsicht, kein Wort... ich bin es, Hen-
rik!“-Sie schloss die Augen, lehnte sich in den
Stuhl zurück und wagte es nicht, auch nur
die Füße auf den Boden zu stellen, um auf-
zustehen. Sich seitwärts biegend, brachte sie
ihren Kopf dem offenen Fenster nahe. Und
nun drang Henriks Stimme auf sie ein.Gehauchte Worte. „Du mußt an mich glauben,
Edna. Nur an mich... ich muss mir
selbst helfen! Du darfst dich mir nicht nähern...
du wirst beobachtet... meine arme
Liebste, mein kleines Mädchen, glaube an mich...
ich weiss nicht, wie du es machen sollst,
aber komme morgen nach der Vorstellung in
meine Garderobe... aber Vorsicht...“„Ja, ja!“ bebten ihre Lippen, und trotz
aller Angst war sie unaussprechlich selig.Nun hörte sie ein leises Schurren an der
Wand. Dann nichts mehr.Ein Windstoss packte den Fensterrahmen,
die Scheibe klirrte, als der Wind sie zuschlug.Sie konnte es kaum glauben, dass Henrik
eben mit ihr gesprochen hatte. Sie riss das
Fenster auf, bewegte sich vor und starrte
hinaus. Woher war er gekommen?Angestrengt spähte sie nach oben zum dritten
Stockwerk.

Von Henrik war nichts zu sehen...

Als Frau Reckert am nächsten Morgen der
jungen Schauspielerin persönlich den Kaffee
brachte — eine besondere Auszeichnung —,
sah Edna auf dem Sofa und las in dem
kleinen agegriffenen Büchlein Don Carlos.Frau Reckert fand, dass Fräulein Heim ein
wenig blass aussah.Eine spannungsgeladene Atmosphäre, die jeden
Augenblick an irgendeinem Punkte sich entladen
konnte, herrschte in allen Räumen des
Schauspieltheaters, von den Garderoben
der Solisten und Solistinnen im zweiten Stock
bis hinunter zum Untergeschoss, wo ein Friseur
die Statisten schminkte.Auf der Bühne lief der Inspizient herum,
rief nach dem Requisiteur, schrie nach dem
Bühnenmeister, rannte dann nach oben in
die Künstlergarderoben, ob alles am Platzewäre, und fuhr wie ein Blitz abwärts zu
den Statisten, um zu prüfen, ob sie auch ta-
dellos angezogen seien.Auf der Bühne probierte der Regisseur
schnell noch einige Beleuchtungseffekte, fand
im Eifer des Schaffens alles ungenügend und
falsch, was in den Beleuchtungsproben be-
stimmt worden war; er verzweifelte bei dem
Gedanken, dass morgen abend bereits die
Premiere sein sollte. Und dabei wusste er,
dass alles gründlich und exakt probiert wor-
den war.Aber das Premierenfiebel hatte eben alle
ergriffen, vom kleinsten Statisten bis zum
Intendanten, der unten im Zuschauerraum zwi-schen den überdeckten Sitzreihen hindurch-
wanderte und nach der Uhr sah, als hinge
der Erfolg der Spielzeit davon ab, ob die
Generalprobe zwei Minuten früher oder spä-
ter begann. In den Garderoben der An-
fänger tobte ein wilder Aufruhr! Sie waren
alle schon über eine Stunde vor Beginn der
angesetzten Zeit gekommen. Am Tage zu-
vor schon hatten ihre Kostüme gepasst.Aber heute — da sie zum erstenmal ins
volle Rampenlicht treten sollten, schien ihnen
alles, was sie anhatten, falsch, ungenügend
und lange nicht wirkungsvoll genug.Die gleichbleibende, lächelnde Ruhe der
Ankleiderinnen brachte sie zur Verzweiflung.
Wie oft hatten sie die zitternde Angst, dies
Verlangen, diese unterdrückten und nie ge-
äußerten Wünsche miterlebt, schon bei der
ersten Generalprobe günstig aufzufallen.„Sie sehen reizend aus, Fräulein Ilkens!
Aber Sie sind zu blass geschminkt. Gehen
Sie mal zu Frau Schaper rüber, die wird
Ihnen helfen.“**Confeitaria**Ältestes und
vornehmstes Haus**Viennense**Nachm. und abends
gutes Konzert

Tel. 4-9230 - RUA BARÃO DE ITAPETININGA 239 - S. Paulo

Und das junge Mädchen flatterte über den
Gang zur Garderobe der bürgerlichen Mut-
ter Frau Schaper, klopfte zögernd an und
bat nach einem freundlichen Herein: „Kön-
nten Sie mir nicht ein bisschen beim Schmin-
ken helfen, Frau Schaper? Frau Stetter meint,
ich sei zu blass...“„Natürlich, Kleine, kommen Sie, ich helfe
Ihnen. Haben wir alles selbst durchgemacht
— diese Anfängerschmerzen.“Vielleicht wäre an diesem Morgen Edna Heim
die unruhigste und ehrgeizigste gewesen.Sie hätte sicher gemeint, es sei unmög-
lich, noch länger zu warten. Sie hätte ge-
meint, der Druck im Halse, der ihre Kehleabschnürte, würde ihr jede Möglichkeit neh-
men, auch nur einen der drei Sätze einiger-
massen verständlich herauszubringen.Aber heute war dies alles für Edna zwar
erregend, aber es versank in eine Wolke
der Unwirklichkeit. Sie wusste, dass sie heu-
te neben der Hofdame der Königin noch
eine andere Rolle spielen müsse, die nichts
mit der Geschichte des Infanten zu tun hatte.
Die kein gedachtes Spiel bedeutete, sondern
gefährliche Wirklichkeit, von der mehr als
nur ein Lebensschicksal abhing.Die Kolleginnen, mit denen sie die grosse
Garderobe teilte, fieberten vor Nervosität.
Die grossen Spiegel an den Wänden reich-
ten nicht entfernt aus, um alle diese ger-
tenschlanken Gestalten in ihren graziösen Be-
wegungen zurückzustrahlen, mit denen sie sich
vor ihnen drehten.Nun gellte wieder die Klingel.
Der Inspizient, jetzt schon schwitzend und
atemlos, klopfte an die Tür. „Alles fertig?“
„Nein!“ schrie es zurück. Es war ein all-
gemeiner Aufschrei der Verzweiflung. „War-
ten, bitte warten! Ich bin noch nicht ein-
mal angezogen!“„In fünf Minuten letztes Zeichen!“ don-
nerte der Inspizient an die Tür und raste
davon. Natürlich würden die Eleivinnen wie-
der nicht fertig sein. Selbstverständlich würde
der Regisseur Krach machen. Nichts würde
klappen — gar nichts. Er wischte sich mit
einem Taschentuch über die Stirn und flog
schon wieder die Treppe hinab auf die
Bühne, wo der Regisseur stand und rief,
warum denn der Vorhang noch oben sei,
man müsse doch anfangen. Schliesslich möch-
te man doch vor morgen abend mit der
Generalprobe fertig sein, wenn die Premiere
beginne!Und der Inspizient schrie dem Vorhang-
zieher zu: „Vorhang runter!“ und drückte
mit allen zehn Fingern auf alle erreich-
baren Knöpfe seines gewaltigen Klingelbrettes,
dass durch das ganze Gebäude ein einziger
schriller Ton bis in die fernsten Garder-
oben peitschte.Mit einem Schlage löste sich das Chaos.
Aus der Garderobe strömten die Darsteller
und Statisten auf die Bühne. Die Bühnen-
arbeiter verschwanden in ihrem Raum unter**Klöfner**Rua Formosa 433, sobr. (bei der Post)
Beforgung sämtlicher Reisepapiere, Pässe, Visum-
Passagen, Identitätskarten, Naturalisationen, Über-
setzungen und Abschriften. Schnell und billig.**Deutsche Färberei und chemische Waschanstalt**
„Saxonia“Annahmestellen: Rua Sen. Feijó 50. Tel. 2-2396
und Fabrik: Rua Barão de Jaguará 980. Tel. 7-4264**SOCIEDADE TECHNICA**
BREMENSIS

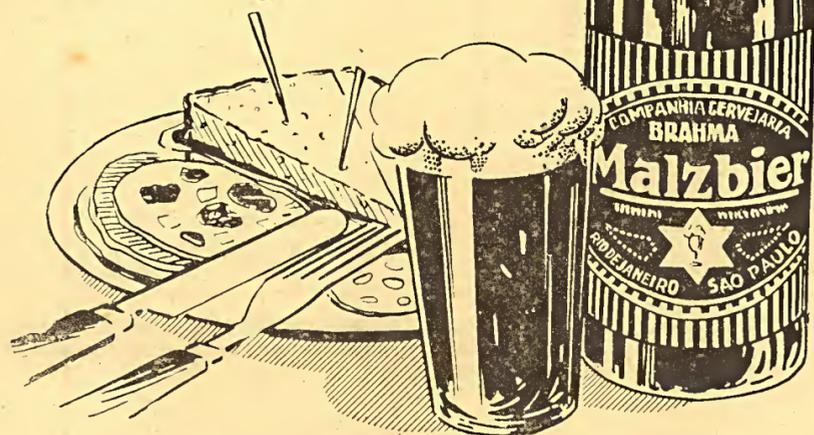
LTDA.

São Paulo - Rua Florencio de Abreu N° 139
Curitiba - Praça Generoso Marques N° 20**Maschinen u. Werkzeuge**für Metall-, Blech- und Holzbearbeitung. Elektrische Schweiß-
maschinen, Pumpen, Weisse, Feuerlöcher, „Minimax“, Schleif-
scheiben „Croxco“, „Alpine“ Sägeblätter, Elektrowerkzeuge „Feta“.
Landwirtschaftliche Maschinen.**Graphische Maschinen**Jeder Art Maschinen für Papierverarbeitung und Karton-
genindustrie, Druckerei-Materialien, „Intertype“ Setzmaschinen,
Vertrieb der Erzeugnisse der Schriftgießerei „Fantymod“.
Moderne Reparaturwerkstätten.**Elektro Materialien**Grosses Lager aller Installationsartikel, Drahte, Kabel, Moto-
ren, Dynamos, Schallapparate, Elektrische Hausabzählartikel,
Beleuchtungsapparate, Lampen.**Feld- u. Eisenbahnmateriale**Alleinverkauf der Erzeugnisse der Orenstein & Koppel A. G.
Dieselmotorenlokomotiven, Strassenwalzen, Bagger, Grosse Stock
von Feldbahnmateriale und schweren Schienen.**Cliché Fabrik**Autotypien, Strichzeichnungen, Mehrfarben-Clichés in hochster
Vollendung. — Entwürfe, Zeichnungen, Re-
tuschen, Photolithos, Grosse Anstalt Südamerika.**Schwesterfirma**

Spezialhaus für graphische Maschinen

C. FUERST & CIA.
LTDA.Rio de Janeiro - Rua Tenente Possolo N° 15-25
Pernambuco - Porto Alegre

Zu den
Mahlzeiten...



nehme man ein schmackhaftes und angenehmes Getränk, das zur Förderung der Verdauung aller Speisen unschätzbare Dienste leistet.

Diesen Anforderungen entspricht in hohem Grade das

Malzbier da Brahma

mit geringem Alkoholgehalt, welches aus feinstem bayrischen Malz gebraut wird und reich an Vitaminen ist.

ADLER

TRAPP-JUNIOR 1 Ltr. ADLER 2 Ltr. ADLER 2,5 Ltr. 6 Zyl. DIPLOMAT 3 Ltr.

Technischer Ideenreichtum und sorgfältigste Entwicklungsarbeit haben zu den Erfolgen in Konstruktion und Leistung geführt, die ein Kennzeichen der ADLER-Produktion sind.

Machen Sie eine Probefahrt:

ADLERDIENST

Einfuhr: **P. Buckup & Cia.** Vertrieb: **Dario Agnese & Cia. Ltda.**
Praça da Republica Nr. 13

Adolpho E. Müller & Cia.
Flor. de Abreu 172 Caixa postal 712
Telefon 4-2617

Generatoren für Gleich- und Wechselstrom — Elektromotoren für alle Zwecke — Ventilatoren — Werkzeugmaschinen — Hebezeuge — biegsame Wellen usw. — Zubehör für elektrische Kühlrichtungen.

E. Burzlaff & Filho
Baugeschäft
Spez. Industrieanlagen
Schornsteinbau
Kesselbau
Industrieöfen
Eisenbeton
kompl. Fabriksanlagen
São Paulo
Rua Flor. de Abreu, 125
Caixa postal, 2519
Telefon 4-0011

Die besten Schuhe bekommen Sie nur im bekannten
Casa Brasil
Damenschuhe bis zur Nr. 40
Abfah Louis XV., japanische Form 40\$000, 45\$000
Das Haus, welches bestes bedient und reelle Preise hat.
Rua Santa Efigenia 285
nahe der Rua Aurora

Familienpension
Albine Mayer
RUA AUGUSTA 100
(bei Olinda-Schule)
Wiener Küche - T. 4-7055

CONDOR FLUGDIENST

PASSAGIERE
POST
FRACHT

Telegr. AERONAUTA

SÃO PAULO: Telef.: 2-7919
SANTOS: Telef.: 5081

der Bühne, und auf ein Gongzeichen schlug der Vorhang langsam und feierlich auseinander.

Die ersten Worte fielen.

„Das ist doch die Heim?“ flüsterte der Intendant dem Regisseur zu, „die dritte Hofdame links?“

„Ja,“ erwiderte dieser zerstreut und lauschte dem Ausdruck der Worte auf der Bühne nach, ob er auch genau so klinge, wie er ihn erfüllte.

„Sie sieht bezaubernd aus!“ fuhr der Intendant leise fort. „Müssen wir bald besser herausstellen.“

Der Regisseur nickte nur. Warf einen prüfenden Blick zu Edna hinüber. Wirklich — ausgezeichnet. Wie sie dastand, wie sie sich jetzt bewegte! Dieses klare, edle Antlitz — diese schönen, ernsten Augen — wie zwei strahlende Sterne.

„Heim bisschen weiter zur Rampe vor!“ notierte er schnell auf dem Zettel, der auf seinem Regiepult zwischen der dritten und vierten Reihe des Zuschauerraumes lag.

Die Hofdamen machten ihren tiefen, zereemoniellen Knix. Sie verließen die Bühne. Die königliche Ungnade hatte sie bestraft.

Hinter den Kulissen stand der junge Achenbach. Er trug das helle, frohe Kostüm des spanischen Granden und sah in seinem weisen Trikot schmal und knabenhaft aus. „Ich bin begeistert, Fräulein Heim!“ flüsterte er erregt.

Mit einer impulsiven Bewegung legte Edna ihre Hand auf seinen Arm.

„Wollen Sie mich heute nach der Probe besuchen, Achenbach? Sie wollten mir doch noch etwas über Ihr Schauspiel erzählen.“

Er schaute sie glücklich an. „Aber wie gern, schönste Hofdame!“ Sie flüsterten, denn hinter den Kulissen durfte kein lautes Wort fallen.

„Bringen Sie das Manuskript mit. Sagen wir um sechs Uhr.“

„Sie wohnen doch an der Elbchausee, nicht wahr?“

„Nein, ich bin umgezogen, am Schulterblatt im Künstlerheim. Zimmer sieben. Sie kommen bestimmt?“

Der Inspizient huschte an ihnen vorbei. Seine Augen drohten. „Bühne frei! Die unbeschäftigten Herrschaften in die Garderoben! Ich klinge jeden Akt ein.“

bringen will, machen sollte, hockte er den ganzen Vormittag unten in der kleinen Halle des Künstlerheims und rauchte. Manchmal holte er eine Zeitung und las.

Wenn ein Mitbewohner der Pension herunterkam, betrachtete er es als willkommene Abwechslung, sprang auf und begrüßte ihn, indem er die einen, die er kennengelernt hatte, als alte Bekannte behandelte, den anderen sich mit irgendeinem Scherz vorstellte.

Freilich, heute war der denkbar ungeeig-

Mittagessen kochen sollen? Das Mädchen war nicht in der Lage, ein schmackhaftes Mittagessen herzurichten. Und nach den bösen Stunden sollten die Artisten doch wenigstens ein kräftiges Essen vorfinden. Denn heute abend mussten sie ja wieder arbeiten.

Der Clown Cemballa hätte auch ruhig mitgehen können, wenn er die Lorette auch nicht gekannt hätte. Frau Reckert fand es jedenfalls empörend, dass Cemballa auch an diesem Morgen sich ebensowenig sehen liess wie an den Tagen vorher. Sie machte aus ihrer Verärgerung auch kein Hehl, und dabei niemand anderer da war, wandte sie sich an den jungen Geiger, der zeitungslasend in einem Korbstuhl in der Halle sass.

„Es gibt keine scheueren Menschen als die Clowns,“ stellte sie fest. „Ich kenne die Artisten nun schon seit dreissig Jahren. Ich bin selbst einmal eine grosse Nummer gewesen. Mit allen können Sie sich anfreunden. Mit den Clowns niemals. Das war schon immer so.“

Busch faltete seine Zeitung zusammen. „Sie haben gewiss viel am Varieté erlebt, Frau Reckert. Und wie viele Artisten haben wohl schon in Ihrem Künstlerheim gewohnt. Müsstest man ja einen Roman draus machen können, wie?“

„Ganz gewiss. Wenn ich meine Erinnerungen aufschreiben würde — das wäre ein ganz grossartiger Roman.“

Busch steckte sich eine neue Zigarette an. „Sie müssten sich ein Gästebuch anschaffen, Frau Reckert, ein privates.“

„Hab ich schon, Herr Busch. Wer einen Namen hat oder einen bekommen will, den lasse ich nicht los. Ach — was stehen da für Menschen drin. Solche, von denen man glaubte, sie würden einmal als Stern am Varietéthimmel leuchten, und die dann spur-

Unser Jahrbuch
„Volk und Heimat“
Ausgabe 1939, ist bereits erschienen.

Preis: 3\$500, Einzelforderungen nach dem Innern 4\$500, Ausland 6\$000.

Zu beziehen bei folgenden Buchhandlungen:

São Paulo: C. Bahmann, Rua Conselheiro Christpiano 2-a.
Delinee, Rua São Bento 541.
Rio de Janeiro: Vertreter: Fr. Kuntin, Avenida Mem de Sá 90, Sobrado.
Avaria Alena, Rua da Alfandega 69.
Curitiba: Medelburg, Rua Bar. de Rio Branco 18 und 33.
Florianopolis: Alberto Entres, Rua Felipe Schmidt 14.
Blumenau: Vertreter: Fred Brunner, Rua 15 de Novembro 61.

Edna wandte sich schon der eisernen Bühnentür zu.

„Also bestimmt?“

„Bestimmt.“

Der Geiger Gustav Busch schien ein bisschen faul zu sein. Statt in seinem Zimmer täglich sechs, sieben Stunden zu üben, wie das ein junger Musiker, der es zu etwas

netzte Tag, heiteres Temperament zu zeigen. Die Artisten waren mit trüben Mienen einer nach dem anderen heruntergekommen und hatten sich zu dem Begräbnis der armen Lorette begeben, das in aller Stille stattfinden sollte, wie Malotti Frau Reckert erzählt hatte.

Natürlich hätte auch sie dabei sein sollen. Aber das ging nicht. Wer hätte das

TECHNISCHE ABTEILUNG:

Krupp-Stähle zur Herstellung von Federn, Matrizen jeder Art, Drehstähle, WIDIA-Metall. Qualitäts-Schneidwerkzeuge, Bohrer, Schneidisen, Fräser, Gewindebohrer usw., Messwerkzeuge jeder Art, Schiebeline, Zirkel, Tourenzähler, Gewindemesser, Mikrometer, Dampf-Armaturen wie Kondensierpumpen, Dampfpackungen, KLINGERIT Dichtungsplatten, Zylinderschmier-Apparate, Tropföler, Manometer, Ventile, Wasserstandsgläser, Transmissionsgeräte, Lederriemen, Gummiriemen der bekannten Marken BULLDOG und O PODEROSO, Riemenverbinder, Lagermetalle, Riemenwachs, Holz- und Stahlriemen - Scheiben, Ringschmier - Lager, Kugellager. Gesseler-Artikel wie Schmelztiegel, Graphit, Stahlbürsten usw., Mechanische Werkstätten - Werkzeuge und Zubehörteile, Schmirgelscheiben Marke ALEGRITE, Schmirgel-Lefen und -Papier in Blättern und Rollen, Schweissapparate mit sämtl. Zubehör, Metallsägeblätter für Hand- und Maschinenbetrieb, Staufferbüchsen, Stahldraht - Seile, Drehbankfutter, usw. Galvanoplastik - Artikel wie Nickelanoden, Filzschelben, usw. Holzindustrie - Zubehör, Kreis-, Band- und Gattersäge - Blätter Marke HUNDEKOPF, Schmirgelpapier Marke RUBINITE, Bohrer usw. Feilen Marke „TOTENKOPF“ und „KRIEGER“, Bau- und Möbelbeschläge. Haus- und Küchengeräte, sanitäre Artikel, Fittings, Röhren, Bleche, Drähte, Schädlingsbekämpfungsmittel, Arsenik, Eislarveniat Marke „BROMBERG“, Öl- und Trockenfarben, Zinkweiß, Leinöl usw. — Elektrische Abteilung: Drehstrommotoren und Dynamos in jeder Größe. Isolierte Drähte und Kabel jeder Art für Hoch- und Niederspannung. Zählapparate, Voltmeter und Amperemeter, tragbar und für Schalttafeln, Elektrische Heiz- und Kochapparate, Bügeleisen und LötKolben. Widerstandsdrähte für Heizapparate. Konstantan und Chromnickel, Material für Inneneinrichtungen und Freileitungen, Isolierrohre, Schalter in jeder Ausführung, Klingeln, Lampen, Leuchter, Sicherungen und Sicherungsdrähte aus Eisen und Silber, Isolatoren, Blitzableiter und blanke Kupferdrähte. Anker-Isoliermaterialien, Presspan und Vulkanit in allen Stärken, Lacke, Lötpaste und Isolierband. Material zur Installation von Motoren. Sternstern-Schalter, autom. Schalter und handbetätigte Schalter, Diaz-Sicherungen. — Abteilung landwirtschaftl. Maschinen: Traktoren „LANZ BULLDOG“, Schleppergeräte, Pflüge, Pferdehacken, Säemaschinen „RUD. SACK“, Mähmaschinen und Heuräucher „KRUPP“, Milchzentrifugen „LANZ“, Ameisenlöcher, Pflanzenspreitzer, Dreschmaschinen, Windfegen, Futtermaschinen, Pumpen und sonstige zur Landwirtschaft gehörenden Geräte und Maschinen, Marken „BROMBERG“, „O PODEROSO“ und „COLONO“. — Öl-Abteilung: Oele und Fette „SUNOCO“ der Sun Oil Company, Philadelphia (USA.) Oele für Automobile, Lastwagen und Traktoren. Oele für Dynamos, Motoren und Turbinen. Oele für allgemeine Maschinen-Schmierung. Oele für besondere Zwecke; Bohrlö, Elsmaschinen-Oel usw. Fette in allen Arten. — Maschlen-Abteilung: Maschinen für Eisen-, Blech- und Holzbearbeitung. Komplette Einrichtungen für jede Industrie. — Ingenieur-Abteilung: Fried. Krupp A. G., Gusstahlfabrik, Essen; Fried. Krupp A. G., Friedrich-Alfred-Hütte, Rheinhausen; Fried. Krupp Germania-Werke A. G., Kiel; Bleichert, Transportanlagen G. m. b. H., Leipzig. Drahtseilbahnen, Transportanlagen usw.; Maschinenfabrik Bueckau F. Wolf A. G., Magdeburg; Lokomobilen, Dieselmotoren; Bayerische Maschinenfabrik F. J. Schlageter, Regensburg; Gerberel-Maschinen.

BROMBERG & CIA.

SÃO PAULO

AV. TIRADENTES NR. 32

CAIXA POSTAL 756

TELEFON: 4-5151

Hugo Lichtenthaler

Rua Aurora Nr. 135

Ältestes deutsches Möbelhaus

Grosse Auswahl in kompl. Zimmern u. Einzeilmöbeln. Auch TAUSCH und KAUF von gebrauchten Möbelstücken

Hotel und Restaurant
„Zum Sirichen“
Rua Victoria 186 — Tel. 4-4561
Inh.: Emil Russig
São Paulo

H. S. D. G.

Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrts-Gesellschaft
Seit 67 Jahren regelmässiger Südamerikadienst

Monte Olivia

fährt am 11. Januar nach: RIO DE JANEIRO,
BAHIA, LISSABON und HAMBURG.

Dampfer	Nach Rio da Prata	Nach Europa
Monte Olivia		11. Januar
Cap Norte		17. Januar
General Artigas		24. Januar
Monte Pascoal	12. Januar	1. Februar
Cap Arcona	24. Januar	31. Januar
Antonio Delfino	19. Januar	7. Februar

Neue Touristen-Ermäßigungen

in der 1., 2. und Mittelklasse:
Tour „A“: 40 Tage Aufenthalt in Europa 40 vH.
Tour „B“: 3 Monate Aufenthalt in Europa 30 vH.

THEODOR WILLE & CIA. LTDA.

São Paulo — Santos — Rio — Victoria



Santa Efigenia 271 Praça Patriarcha 6
Tel. 4-4446 Tel. 2-8332

Damen- und Kinderwäsche
Bettwäsche — Pyjamas

Grosse Auswahl
In eigenen Werkstätten hergestellt

Farben - Lacke - Pinsel

und alle übrigen Bedarfsartikel
für Hausanstrich und Dekoration

Müller & Ebel, R. José Bonifácio 114

PRECISÃO E GARANTIA
RELOGIOS Junghans

In allen Fachgeschäften zu haben

los untergetaucht sind. Und andere... ja, eine reine Geschichte des Varietés ist das."

"Kann ich das Buch haben, Frau Reckert? Wer weiss — vielleicht heisst es später mal — sich mal an, der berühmte Geiger Busch — der hat auch mal bei mir gewohnt."

Mitleidig lächelte Frau Reckert. Der junge Mann hatte schon ein paarmal auf seinem Zimmer gegeistert. Aber viel war nicht mit seinem Spiel los. „Vielleicht werden Sie mal ein berühmter Zauberkünstler," sagte sie etwas spöttisch.

„Das Buch liegt in Ihrem Schreibtisch im Wohnzimmer — in dem dritten Fach linker Hand. Es ist mit einem Schloss verschlossen, und den Schlüssel haben Sie in Ihrem Schlüsselkörbchen, das in dem Verschlag steht. Er trägt ein blaues Bändchen, damit man ihn von den Kofferschlüsseln unterscheiden kann."

Sprachlos starrte ihn Frau Reckert an. „Nee, so was! Ich danke, Sie wissen gar nicht, dass ich so ein Buch habe."

Spitzbübisch lachte Busch. „Zauberei, Frau Reckert! Ich habe Röntgenaugen."

„Sie haben nichts wie dummes Zeug im Kopf. Sie sollten lieber üben! Im Café Stern verlangt man erstklassige Musik."

„Die mache ich. Sie werden sehen, ich mache eine so erstklassige Musik, dass verschiedenen Leuten die Augen übergehen werden. Also, wie ist es? Darf ich mich in das Buch eintragen?"

„Meinetwegen. Man weiss ja nie, was aus einem Menschen noch werden kann. Und Sie sind ja noch jung." Frau Reckert rauschte in das Wohnzimmer, schloss die Klappe

des altmodischen Schreibtisches auf und brachte das Buch heraus. Sie legte es auf den Korb Tisch hin und holte auch den Schlüssel mit dem blauen Bändchen. „Wie Sie das herausgefunden haben!" schüttelte sie den Kopf.

„Grosser Gott, Frau Reckert — wie furchtbar schwer. Malotti hat es mir erzählt."

Und er lachte fast Tränen über Frau Reckerts gekränktes Gesicht. Denn diese Erklärung war eine Frechheit, fand sie.

Busch aber schlug sogleich interessiert das Buch auf und blätterte darin. Dann überlas er die letzte Seite.

„Nanu — Paprottkä? Alfons Paprottkä — wer ist denn das — dieser Herr aus Trechtlinghausen? Das ist doch ein Dorf am Rhein."

„Was — der Clown ist ein Rheinländer? Ich bin zwar noch nicht dort unten gewesen, leider. Aber ich habe mir gedacht, da unten gibt's nur heitere Menschen. Was hat er denn hineingeschrieben? Gar nichts. Nur seinen Namen."

„Ja, und da hab' ich noch drum betteln müssen. Ich hab' ihn auch noch ausgeschimpft. Das steht doch in meinem Anmeldebuch, hab' ich gesagt. Alfons Paprottkä aus Trechtlinghausen. Aber sehen Sie nur, was all die anderen geschrieben haben. Schöne Sprüche und Sinngedichte. Aber er hat nur melancholisch den Kopf geschüttelt und ist fortgegangen."

„O — der hat es aber gekonnt," unterbrach Busch, „hier der Cerbollini! Der hat eine ganze Seite gedichtet!"

„War auch ein Dichter. Ein Blitzdichter Und dies Gedicht hat er genau in fünfundfünfzig Sekunden gemacht. Wir haben alle mit der Uhr in der Hand dabei gestanden. Denn er hat gewettet, er schreibt ein richtiges Gedicht in noch nicht einer Minute. Und er hat seine Wette gewonnen, und der Erich Zirk — wissen Sie, der aus der bekannten Zirkusfamilie — der hat drei Flaschen Sekt bezahlen müssen."

Frau Reckert liess den jungen Geiger mit dem Gästebuch sitzen und ging in die Küche. Es war höchste Zeit geworden.

Direktor Fred Harris hatte die ganzen Kosten für die Beerdigung übernommen. Er hatte sogar, nachdem die stille Feier vorbei war, die Mitglieder seines Ensembles zu einem Glas Wein eingeladen, damit, wie er sagte, der Gedanke an das Leben wieder in seine Rechte träte.

Heimlich hatte er gehofft, er werde bei dieser Gelegenheit mit dem Clown Cemballa sprechen können, um ihn zu bewegen, sein Reengagement abzuschliessen.

Aber Cemballa war nicht gekommen. Und so hatte er sich an Ziska gewandt, um sich mit ihm auszusöhnen.

Der Lassotänzer schien wie verwandelt. Er zeigte zwar ein düsteres Wesen, aber die Verzweiflung, die ihn beherrschte hatte, war gewichen. Harris war es aufgefallen, dass er sich sehr bereitwillig mit ihm zusammengesetzt hatte und allerlei Fragen stellte, die gar nicht unangenehm wären. Wann und wo Harris die Lorette kennengelernt habe, und ob er mit ihr vielleicht schon im Ausland zusammengewesen sei.

Vor allem aber hatte er sich nach dem Ehemann der Lorette erkundigt, nach diesem Menschen, dem selbst der Kriminalrat Plessow nicht auf die Spur zu kommen schien. Und Harris hatte ihm immer wieder versichern müssen, dass er Henrik Merlin nie gesehen habe.

Der Geiger Busch sass noch immer in der Halle, als die Artisten zurückkehrten. Er begrüßte sie taktvoll und ernst. Dann ass er mit ihnen zusammen. Gegen fünf Uhr kam dann Fräulein Heim von der Probe. Busch war sichtlich erfreut, das junge Mädchen zu sehen, aber sie grüßte nur flüchtig und teilte Frau Reckert mit, dass sie den Besuch eines Kollegen erwarte, mit dem sie eine

Rolle probieren wolle. Worauf sie schnell die Treppen hinaufstieg.

Busch blieb in der Halle und liess sich eine Tasse Kaffee geben. Nach einer Stunde kam auch tatsächlich ein junger, gut aussehender Mensch, in einem grauen Regenmantel, grauem Anzug und Hut.

Er machte vor Frau Reckert eine tiefe Verbeugung, sagte laut, sein Name sei Achenbach vom Schauspieltheater, und er möchte Fräulein Heim besuchen. Er hatte einen kostbaren Strauss Rosen in der Hand und ein dickes Manuskript in der Tasche unter dem Arm. Frau Reckert sagte ihm, er möge auf Zimmer sieben gehen, im ersten Stock. Die Zimmernummern stünden gross an den Türen.

Worauf der junge Mensch, scheinbar sehr erwartungsvoll und vergnügt die Treppe hinaufstieg.

Bald darauf wurde es auch dem Geiger Busch zu langweilig, noch länger in der Halle herumzusitzen. Auch er suchte sein Zimmer auf. Beim Hineingehen hörte er den Schauspieler mit klingvoller Stimme vorlesen. Er moduliert die Stimme, als spräche einmal ein Mann und dann eine Frau.

Dafür schien Busch kein Interesse zu haben, denn er schloss die Tür seines Zimmers hinter sich. Von Zeit zu Zeit öffnete er vorsichtig seine Tür. Er zog aber jedesmal ein missmutiges Gesicht, wenn er hörte, dass der Schauspieler immer noch beim Vorlesen war.

Gegen neun Uhr rief Fräulein Heim durch ein Klingelzeichen das Mädchen herbei und gab ihm den Auftrag, ein kaltes Abendessen zu besorgen.

Das Abendessen kam auch bald, und nun schienen sich die beiden jungen Menschen ganz dem Genuss des Essens zu widmen. Busch konnte wenigstens kein Deklamieren mehr hören. Nur ab und zu ein heiteres Lachen.

„Sublime“

die beste Tafelbutter

Theodor Bergander

Al. Barão Limeira 117, Telefon 4-0620

Abfallverwertung in Deutschland

Die Kohle als Rohstofflieferant

Als bezeichnendes Beispiel der Verwertungsmöglichkeit bisher wertloser Materialien durch die fortschrittliche chemische Wissenschaft wird immer wieder auf die Bedeutung verwiesen, die die früher nutzlosen Kali-Abraumsalze im Laufe der Zeit für die Landwirtschaft der ganzen Welt erlangt haben. Früher bei der Salzgewinnung unbeachtet als Abraum zur Seite geworfen, bilden sie heute einen gesuchten Welthandelsartikel, ohne dessen Existenz die intensive Landwirtschaft mancher Länder überhaupt undenkbar sein würde. Dasselbe gilt für den Phosphor der phosphorsäuren Hüttenerze und den zunächst als Abfall anfallenden Stickstoff in der chemischen Grosserzeugung. Darüber hinaus ist man nunmehr im Rahmen des Vierjahresplanes in Deutschland auch dazu übergegangen, Kohle und Holz als weitverbreitete Rohstoffe bis in alle Einzelheiten aufzulösen und zu verwerten.

Steinkohlenasche wird erschlossen

Dabei stiess man zunächst auf die grossen Möglichkeiten, die sich aus einer Aufbereitung der in grossen Mengen anfallenden Kohlenaschen ergeben. Tatsächlich enthält die Steinkohlenasche wertvolle Rohstoffe, die bisher achtlos beiseitegeworfen worden sind, und zwar Edelmetalle, Chrom, Kobalt, Molybdän, Arsen, Blei, Zink und Zinn. Man schätzt den jährlichen Gesamtanfall an Steinkohlenasche auf annähernd 10 Millionen t, wovon bei den Grossverbrauchern etwa 2,5 Millionen t sofort greifbar sind. Für den Chemiker bereitet die Aufbereitung der Kohlen-

asche zur Erschliessung der darin enthaltenen Metalle keine grundsätzlichen Schwierigkeiten mehr. Technisch bedarf es allerdings der Erstellung neuer Aufbereitungs- und Er-schliessungsverfahren. Hinsichtlich der Mengen der in der Kohlenasche enthaltenen Metalle hat man errechnet, dass durchschnittlich in 1 Tonne Steinkohlenasche 2,7 kg Stahlveredler mit 55 RM Gesamtwert enthalten sind. Sogenannte Buntmetalle finden sich mit 19 g und einem Wert von RM 4, Gold, Silber und Platin für 3 RM und seltene Metalle im Gewicht von 7 kg und einem Mindestwert von 60 RM. Zusammengerechnet werden also aus 1 t Steinkohlenasche für mindestens RM 120.— Metalle herausgezogen werden können. Auch bei sehr vorsichtiger Rechnung, also etwa bei der Zugrundelegung von RM 60.— Metalle für die Tonne, würde sich bei der Verwertung von 2,5 Millionen t Kohlenasche die Gewinnung einer Metallmenge von jährlich 150 Millionen RM ergeben. Von fachlicher Seite wird eine solche Nutzung der Kohlenasche auch privatwirtschaftlich für vertretbar gehalten. Man weist deutscherseits besonders darauf hin, dass bekannte Fundstätten mit einem noch geringeren Metallgehalt durchaus wirtschaftlich arbeiten. Wichtiger aber noch als die Möglichkeit einer unbestreitbar gegebenen wirtschaftlichen Ausbeutung ist der tatsächliche Anfall begehrter Metalle. Geht man nämlich von der Nutzung der genannten 2,5 Millionen t aus, und legt man dabei eine nur 50prozentige Ausbeute zugrunde, so würden im ganzen daraus anfallen: Je 1000 t Nickel und Kohalt, je 600 t Chrom und Molybdän, 1200 t

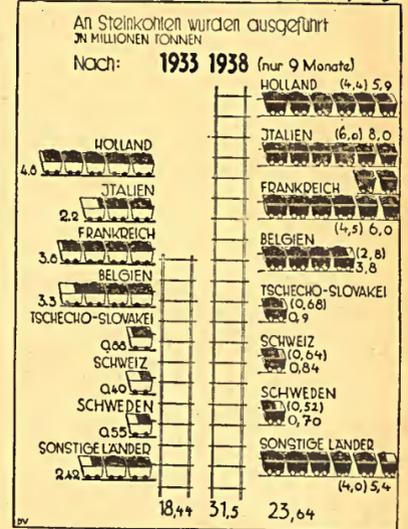
Zink, 400 t Zinn, 10.000 t Arsen, 1200 t Blei, 6000 kg Silber, 600 kg Gold sowie 250 kg Platin und 25 kg Palladium. Die gesamte Kobalterzeugung der Welt ist nur 700 t grösser gewesen als die aus der Steinkohlenasche zu erzeugende Menge. Darüber hinaus hält man es noch für sehr wohl möglich, ausserdem noch etwa 300.000 t an gutem Eisenerz aus der Asche zu ziehen.

Schwefel aus Heizgasen

Aehnlich liegen die Verhältnisse bei den Versuchen zur chemischen Schwefelgewinnung aus Kohlengas. Alle brennbaren Gase enthalten nämlich Schwefel, und zwar in Form von Schwefelwasserstoff usw. Die deutsche industrielle Forschung hat daher in enger Zusammenarbeit zwischen Chemiker und Ingenieur eine grosse Anzahl von Gewinnungsverfahren entwickelt, die es gestatten, die Schwefelgewinnung aus den industriellen Gasen, den verschiedenartigen Verhältnissen angepasst, erfolgreich durchzuführen. Einen wesentlichen Anteil an dieser Schwefelgewinnung aus Kohle liefert die Kokereiindustrie, die heute vor allem das von ihr erzeugte Ferngas vom Schwefel befreit. Auf diese Weise wurden in Deutschland im Jahre 1937 etwa 32.000 t gewonnen. In diesem Jahre wird mit einer Erzeugung von 50.000 t gerechnet, und nach Inbetriebnahme der Neubauten wird sich der Schwefelanfall auf rund 60.000 t erhöhen. Allein im Leunawerk, der grössten chemischen Anlage der Welt, erbringt die Verwertung der industriellen Abgase jährlich rund 40.000 t Schwefel. Wissenschaft und Praxis werden sich vermutlich in der Zukunft weiter eingehend mit den hier angedeuteten Fragen beschäftigen, damit die Aufgaben noch mehr als bisher aus dem Stadium des La-

boratoriums in das der grossbetrieblichen Bearbeitung übergeführt werden können.

Deutschlands Kohle-Ausfuhr steigt



Deutsche Steinkohle auf dem Weltmarkt

Seit der Krise ist es dem deutschen Bergbau gelungen, die Ausfuhr an Steinkohle wieder beträchtlich zu steigern. Wenn auch das Jahr 1938 einen nicht unbeträchtlichen Rückgang der Steinkohlausfuhr als Folge des neuerlichen Konjunkturrückganges auf dem Weltmarkt brachte, so ist die Kohlausfuhr nach Italien in diesem Jahre viermal so gross gewesen als im Jahre 1933, nach Frankreich fast doppelt so gross. Die übrigen Abnehmer deutscher Steinkohle haben nicht viel weniger gebraucht als früher und vor allem ist es gelungen, unter den kleineren Ländern die Abnahme zu steigern.

Um zehn Uhr ging dann die Tür von Nummer sieben.

Blitzschnell bückte sich Busch und spähte durchs Schlüsselloch. Er sah undeutlich, dass der junge Schauspieler das Zimmer verliess. Busch fand, dass es wirklich Zeit sei. Dann eilte er ans Fenster, blieb hinter der Gardine stehen und sah auf die Strasse hinab.

Der Schauspieler kam aus der Tür des Künstlerheimes und ging rasch die Strasse hinunter, entgegengesetzt der Richtung, in der das Rivolvartieté lag.

Noch einmal öffnete Busch vorsichtig seine Zimmertür und lauschte auf den Gang. Er wunderte sich, dass er die Heim leise in ihrem Zimmer pfeifen hörte. Keine passende Beschäftigung für ein Mädchen, dachte er verärgert. Es wird heute wieder nichts werden. Er holte ein Spiel Karten aus der Tasche und begann mit den zweiunddreissig Blättern ein paar schwierige Kartenkunststücke zu üben.

Der junge Mann aber, den er nur durch den Ausschnitt des Schlüsseloches und ein paar Sekunden hinter der Gardine stehend beobachtet hatte, war kaum, als er um die Ecke gegangen war, stehengeblieben.

Aufmerksam las er das Schild mit dem Strassennamen, sann ein paar Sekunden vor sich hin. Dann ging er vorwärts, die Füsse fest aufsetzend, so dass es aussah, als marschiere er.

Nach einem grossen Umweg kam er vor das Rivolvartieté, aus dessen Ausgängen eben die Besucher herausströmten.

Er hielt sich links, bis ein dunkler Torweg gähnte, der der einzige Zugang zu den Garderoben und zu der Bühne des Varietés zu sein schien. Durch diesen Torweg ging er jetzt, über einen gepflasterten Hof, bis er an eine Tür kam, auf der „Bühneneingang — Zutritt streng verboten“ stand.

Das berücksichtigte er nicht, sondern öffnete die Tür. Eine steile Treppe führte in die Höhe und mündete in einen Gang. Den Gang schloss eine schwere Eisentür ab.

Es sah aus, als zögere der junge Mann ein wenig vor der eisernen Tür. Aber dann rückte er mit den Schultern, öffnete die Tür und sah die Bühne des Rivolvartietés vor sich liegen — in einer wenig hellen Beleuchtung. Die Kulissen und Vorhänge waren bereits alle in die Höhe gezogen, so dass die ganze Tiefe der Bühne, die leicht nach vorn abfiel, sich vor seinem Blickfeld ausbreitete.

Auf der Bühne trugen eben einige Arbeiter die letzten, schweren Apparate ab, die Direktor Harris zu seiner Zauberschau gebraucht.

Im Vorbeigehen fragte der junge Mann einen Arbeiter, wo die Garderobe des Clowns Cemballa sei, worauf der Gefragte mit einem Kopfnicken nach links wies. In beiden Händen trug er vorsichtig eine Vase, aus der bei Harris Vorführung ein uner-schöpflicher Blütenregen quoll.

Aufmerksam las der junge Mensch die Schilder an den Garderobentüren.

Er ging bis zur Garderobe neun, auf deren Tür der Inspektor Ribisch mit roter Kreide „Astolf Ziska“ geschrieben hatte, um dem Lassotänzer am ersten Abend das Suchen zu erleichtern. Daneben war ein Stück Papier befestigt, auf dem mit grossen, etwas verwackelten Buchstaben „Cemballa“ stand.

An diese Tür klopfte der junge Mann und blieb daraufhin regungslos stehen.

Nur langsam wurde die Tür geöffnet. Der Clown, noch immer in seiner Maske, sah heraus. Für eine Sekunde zuckte es in seinem Gesicht. Er beugte sich weit aus der Tür der Garderobe, spähte unauffällig nach rechts und links und sagte dann in seinem Dialekt: „Lieb, dass Sie mich aufsuche, Herr Petersen — spazierens herein.“

Fast hölzern betrat der junge Mann die Garderobe, in der ausser dem Clown niemand mehr war, denn Ziska war längst fertig und fortgegangen. Mitten in der Gar-

derobe blieb er dann stehen, als könne er nun nicht den kleinsten Schritt mehr machen.

Der Clown aber schloss die Tür hinter sich. Dann reckte er plötzlich die Arme und sagte mit unterdrückter Stimme, in die ein Meer von Leid gepresst schien: „Dass du gekommen bist, Edna — dass du gekommen bist!“

Eine Weile blieb es still. Edna blickte in sein Gesicht. „Henrik,“ sagte sie hilflos.

Ihre Blicke trafen sich, Unbegreiflich schön und fremd stand sie vor ihm. Er wagte kein Wort zu sprechen, so erschüttert war er von ihrem Anblick.

Jetzt streckte sie ihm ihre Hand entgegen, eine schmale, zitternde Mädchenhand.

Er schloss die Lider in dem Clowns-gesicht. Mit geschlossenen Augen beugte er sich nieder und presste ihre Hand an seinen Mund. Die Worte, die er durch endlose Stunden in sich getragen, ohne sie aussprechen zu dürfen, stammelte er in diese sanfte, schöne Hand hinein. „Mein Heimchen... verzeih... dass meine Liebe dich so unglücklich macht

... aber nun bist du da, alles wird gut werden, es muss alles gut werden... Wie habe ich mich nach dir geseht...“

Die Luft war trocken in der Garderobe, es roch nach Pulver und Schminke. Ein vergilbter Lorbeerkrantz hing neben dem Spiegel, die Wände waren weiss getüncht.

Ednas Antlitz war seltsam verwandelt, ein schmales, herbes Knabengesicht, in dem die Augen in feuchtem Glanze schimmerten und die tiefe Liebe ihres Herzens offenbarten. „Ich hatte Angst um dich, Henrik, ich bin so froh, dass ich bei dir bin,“ flüsterte sie.

Voll Vertrauen legte sie die Arme um seinen Hals und bettete den Kopf an seine Brust.

Diese ersten Sekunden des Wiedersehens waren dem Alltag entrückt. Aber jäh lösten sie sich voneinander, lauschten gespannt, wie edle Tiere, die die Verfolgung des Jägers spüren.

Auf dem Flur hallten Rufe auf. „Ribisch — Ribisch!“

Von der Bühne her kam die Antwort. „Schon fort — was soll er denn?“

Eilige Schritte waren auf dem steinernen Boden des Ganges zu hören. „Er hat vergessen, die Requisitekammer abzuschliessen. Verdammte Schlampe! Wer hat dann ausser ihm noch einen Schlüssel!“

„Ich!“

Henrik hielt den Kopf weit vorgestreckt. Seine Hand berührte Ednas Arm. „Das war Direktor Harris!“ Er überlegte schon, was er sagen sollte, wenn es Harris etwa einfiele, in seine Garderobe zu kommen.

Aber Harris ging vorbei. „Gut, dann werde ich also abschliessen,“ sagte er laut und deutlich.

Der Lärm verebbte. Nur das Auf- und Zuschlagen einiger Türen kündete an, dass die Arbeiter fertig waren und fortgingen.

„Es fällt nicht auf, dass ich noch da bin. Sie sind gewohnt, dass ich sonderlich bin,“ hauchte Henrik.

Gerade dies Flüstern schnitt Edna ins Herz. Es brachte ihr zu Bewusstsein, was aus Henrik geworden war. Ein von der Polizei Gesuchter. Er war in so schwerer Bedrängnis, dass er sich verkriechen musste. Ihr Rücken straffte sich. „Ich hab es gewagt!“ sagte sie hart. Dann lächelte sie schmerzlich. „Was soll ich dir verzeihen? Dass ich dich liebe?“

Wie ein Verdurstender betrachtete er ihr Gesicht, und fand alles darin, was er brauchte. Mut, Hoffnung, Glauben.

Tief sog er den Atem in sich ein. „Du weisst nicht, was es für mich bedeutet, dass ich dich ansehen kann.“ Er strich über ihren Kopf mit dem kurz verschüttelten Haar. „Wir verstehen uns, Heimchen.“

„Ja!“ antwortete sie, „ja!“

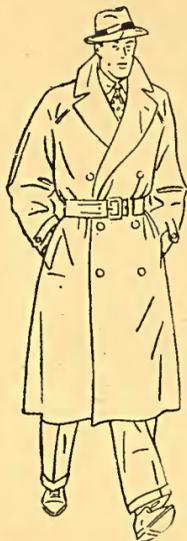
Hastig riss er die Perücke vom Kopf und schminkte sich ab. Dann erst wandte er sich wieder zu ihr. Und sein Lächeln war wieder das zurückhaltende, gütige Lächeln Henrik Merlins.

(Fortsetzung folgt)

Casa Alemã

Spezial-Angebot:

Herren-Regenmäntel



Gummi-Mäntel, doppelreihig mit Gürtel, grau olive, braun **120\$, 165\$, 195\$**

Reinwollene Gabardine-Mäntel, ein- und doppelreihig, Seidenfutter, wasserdichte Einlagen, grau, braun, olive **250\$, 300, 350\$**

Extraleichte Trikoline-Mäntel, wasserdichte, beste englische Qualitäten, ein- und doppelreihig, hell und dunkel sandfarben **250\$, 300, 380\$**

Grosses Sortiment bester und modernster **REGENSCHIRME** nationales und deutsches Fabrikat, in allen Preislagen

Schädlich, Oberl & Cia.
Rua Direita 162-190

Ein Deutscher fand den Namen „Amerika“

Waltemüller, der einen der größten Geschichtsirrtümer beging, erhält ein Denkmal

Es sind alljährlich Tausende von Fremden, die in dem reizenden Bodensee-Städtchen Radolfzell Einkehr halten, um auf der weit in den See geschobenen Landzunge Mettnau das Wohnhaus des Dichters Josef Viktor v. Scheffel und im alten Herrenhaus das Scheffelmuseum zu besichtigen. Vielleicht mag sich dabei der eine oder andere in die stille „Waltemüller-Straße“ verirrt haben, ohne freilich zu ahnen, daß dieser Mann an einen berühmten Sohn der Stadt erinnert, dem die Bewohner der Neuen Welt es verdanken, daß sie Amerikaner genannt werden. Das heißt nichts anderes, als daß ein Deutscher, eben dieser Martin Waltemüller aus Radolfzell es

war, der den Namen „Amerika“ geprägt hat. Die Heimatstadt am Bodensee hat bisher von dieser Tatsache wenig Aufhebens gemacht, nun aber horcht man auf, da aus St. Die in Lothringen gemeldet wird, daß die Amerikaner das mitten im Ort stehende über 400 Jahre alte Haus des Denkers Bazin, in dem im Jahre 1507 der Name „Amerika“ entstand, käuflich erwerben wollen, um es als Erinnerungsmal umzugestalten. Dabei wurde auch des „Malers“ Waltemüller Erwähnung getan, der die bedeutungsvolle Karte gezeichnet und dabei den 15 Jahre zuvor von Christoph Kolumbus entdeckten neuen Erdteil „America“ getauft hat. Nun beschäftigt man sich in Radolfzell mit einem Male wieder lebhaft mit dem berühmten Sohne, da mit Recht angenommen werden darf, daß sich die Amerikaner auch für den Geburtsort des Kartographen Waltemüller oder, wie er richtiger heißt, Walgemüller interessieren werden. Eifrig forscht man jetzt nach dem Vaterhaus des Gelehrten, das jedoch kaum mehr stehen dürfte, und Pläne tauchen auf, dem „Erfinder“ des Namens America ein würdiges Denkmal zu setzen.

Martin Walgemüller wurde im Jahre 1470 als Sohn eines begüterten Metzgermeisters geboren, besuchte in Freiburg die Universität und ging dann als Humanist und Kartograph nach St. Die, wo damals unter Herzog René II. die Wissenschaften blühten. Der junge Deutsche beschäftigte sich viel mit den phantastischen Berichten, die der Florentiner Amerigo Vespucci über seine in

den Jahren 1497 bis 1502 unternommenen Reisen nach dem Westen geschrieben und in den „Quartier navigations“ zusammengefaßt hatte. Das Aufsehen, das diese Schriften erregten, bewirkte, daß selbst die Wissenschaft in dem florentiner den eigentlichen Entdecker des amerikanischen Festlandes sah. Christoph Kolumbus, der bereits 1492 seinen Fuß auf den neuen Erdteil gesetzt hatte, geriet in Vergessenheit. Der deutsche Kartograph Walgemüller war es nun, der aufbauend auf die Briefe Vespuccis, in St. Die eine „Cosmographiae universalis introductio“ herausgab, die in lateinischer Sprache geschrieben und in etwa tausend Exemplaren verbreitet wurde. Man liest darin den Satz: „Ein anderer, vierter Teil, wurde von Amerigo Vespucci aufgefunden. Daher sehe ich keinen Grund, warum sich jemand dagegen wenden sollte, daß dieser Teil der Erde nach seinem Entdecker Americus, einem Namen von weisem Geiste, America, also das amerikanische Land, genannt werden sollte, da ja doch die Wälder Europa und Asien nach Frauen ihre Namen erhalten haben.“ Auf der in diesem Buche angefügten Weltkarte Walgemüllers befindet sich dann auch tatsächlich zum ersten Male der Name America. Sie ist damals für die Darstellung der neu entdeckten Länder bestimmend geworden. Martin Walgemüller, der mit dem von ihm geprägten Namen America einen der größten geschichtlichen Irrtümer beging, blieb bis zu seinem Lebensende in St. Die. Sein Todesjahr steht nicht genau fest, es liegt zwischen 1518 und 1522.

müßte ich mich zusammenschmen, daß mir die Tränen nicht heraushüllerten. Der Lautsprecher berichtet von der märchenhaften Triumphfahrt meines Mannes um den ganzen Ring herum. Das alles unheimlich von dem Beifallsjubel. Wie warten auf unsern Sieger. Die „Vier“ lenchtet auf an der Voranreise. Und nun kommt er wirklich. Beim Durchfahren durchs Ziel wirft ihm Korpsführer Büchlein den Lorbeerkranz zu. Und nun müßte ich mich herumdrehen, denn die Tränen kullerten wirklich, die unbegreifliche Spannung der letzten vier Stunden löste sich etwas. Ich kam mir schrecklich überflüssig vor; und wenn nicht alles nach mir gerufen hätte, um die unvermeidlichen Fotos des frischgebathenen Ehemannes und Siegers mit mir zusammen zu machen, dann hätte ich jetzt am liebsten allein einen kleinen Märsch durch die Wälder der Eifel gemacht. „Du, ist das ein Hochzeitsgeschenk, das ich dir da nachträglich überreiche!“ strahlte mich der gar nicht kaputte, vollkommen verdeckte Bernd an. „Was? Das war ein Ding!“ Bernd wurde halb gerissen. Seit schwabbelte über — wie gern hätte er sicher einen Pott Bier getrunken! Ich verdeckte mich an die Seite. Stuck rollte ein, genau so bejubelt; und schon wurden beide weggeschleppt aus Zielhaus, um den Ehrenpreis des Führers zu empfangen.

SCHUPP
DAS DEUTSCHE FACHGESCHAFT
FUER EDELSTEINE
SCHMUCK
GESCHENKARTIKEL
RUA MIGUEL COUTO 42-44,
FRÜHER: RUA DOS OURIVES. RIO de JANEIRO

Gesund und munter


Oskar Bischoff Die Tat zu Hersfeld

Als vor rund 150 Jahren die Franzosen in Polen und Preußen standen, lag ein Teil der badischen Jäger in dem heftigsten Städtchen Hersfeld auf verantwortungsvollem Posten, denn die Einwohner — die einerseits die Gefolge des Krieges nicht kannten, andererseits in gutem Glauben, das feindliche Joch durch unüberlegte Gewalttätigkeiten abzuwickeln versuchten — hatten sich zu Widerstandsthaten hinreizen lassen, besonders die Jugend. Ihre Kühnheit wurde erst von den Nachhabern großmütig übersehen. Als aber die Leiche eines erstochenen französischen Leutnants, der sich vorübergehend in der Stadt aufhielt, ans dem Stadtwächter gefischt wurde, sprach der Kaiser den Wunschbefehl, die Stadt Hersfeld zu plündern, alsdann an ihren vier Ecken anzuzünden und in Asche zu legen.

war, stand den Fliehenden deutlich im Gesicht geschildert. Daß auch Soldaten und ihre Führer ein Herz in der Brust haben, hat sich in mannigfachen Kämpfen und Kriegen schon hundertmal bewiesen. So auch hier. Auf Fürbitte des Befehlshabers von Hersfeld und Kassel wurde die Strafe gemildert: es sollten nur vier Häuser verbrannt, die Stadt jedoch geplündert werden! Die Entscheidung sollte bei der Besatzung liegen. Auch dieses Urteil war für die notgepeinigten Bürger noch hart genug. In sieberhafter Eile suchten sie das Beste in Sicherheit zu bringen. Die entscheidende Stunde schlug. „Soldaten!“ hieb der Oberst am Marktplatz, auf

dem die badischen Jäger angetreten waren, an „das Schicksal dieser Leute liegt in unserer Hand!“ Er wies auf die Menge der erschrockenen Bürger, die den Platz säumten. „Jäger! Wer diesen das nehmen will, was auch unsere Mütter und Väter hätten mit verteiligen, der trete vor!“ Die Reihen blieben unbeweglich, als wären sie hinameneri. Sie kannten ihren Führer, der ein Soldat war vom Stiefel bis zum Helmschweif, und wußten, daß er nur ungern die Erlaubnis zur Plünderung gab. Der Oberst wiederholte seinen Ausruf. — Kein Fuß rührte sich. Er wollte wissen, ob einer seiner Jäger etwas zu sagen habe. Da trat der lange Käselmann aus dem Glied und sprach: „Wer geplündert haben will, muß selber gehen!“ Sonst nichts. Der Oberst sprach kein Wort ... grüßte stramm und sprengte davon.

Machen Sie es auch so: nehmen Sie morgens und abends ein Glas URICEDIN und Sie merken nichts von Harnsäure (acida urica), Gicht, Rheuma, Darm-, Nieren-, Blasen-, Gallen- und Leberleiden, Arterienverkalkung, Fettsucht.
URICEDIN reinigt und verjüngt den Organismus. Prospekte durch Caixa Postal 833, Rio.
Uricedina
STROSCHÉIN 

Ich wartete auf den kleinen Ernst. Hätte, bei seinem ersten Start gleich auf dem vierten Platz, bekam auch riesigen Beifall. Und da kam auch Ernst von Delius. Ja seiner großen Ueberrasschung wurde er von mir, während schon alles weg war auf der Tribüne, mit einem Kuß auf die Wacke empfangen, und ich hielt ihm eine ganz private kleine Siegereide. „Ernstchen, Donnerwetter, das soll dir mal einer nachmachen!“ — ich sagte einfach „du“ zu ihm. „Heute mit diesem heißen Platz unter den Bedingungen hast du dich in die ganz obere Klasse hinaufgehoben. Warte mal, was dir die anderen sagen werden.“ Delius sah mich mit seinen hübschen blauen Augen, in denen noch so etwas wie getrocknete Tränen lag, schon wieder lachend an. „Es war aber auch etwad schwer, das kann ich dir, Verzweiflung, Ihnen sagen.“ „So, Kleiner, nun mal raus und auf die Tribüne! Unsere vier Pferdchen müssen doch beieinander sein, alles wartet auf Sie. Die Hände verbinden wir nachher. Nun haben Sie es so lange angehalten, da wird es auch noch eine halbe Stunde länger gehen. Doktor Glaeser pappt nachher was drauf.“ An die Preisverteilung, bei der der Korps-

Rosemeyers großer Sieg

Wald fährt sich der Taz, an dem der junge, erfolgreiche deutsche Rennfahrer Bernd Rosemeyer nach einer ungläublichen Reihe von Siegen bei einer Verjuchsfahrt in der Nähe von Frankfurt ums Leben kam. Frau Rosemeyer-Beinhorn, die tapfere Fliegerin und Gattin des unvergesslichen Bernd Rosemeyer hat ein Buch geschrieben, dessen Titel lautet: „Mein Mann, der Rennfahrer“. Die Verfasserin schildert in dem im Deutschen Verlag erschienenen Werk auch den dramatischen Kampf um den Großen Preis von Deutschland 1936.

Die letzte Runde im Großen Preis von Deutschland 1936.
Warum war ich eigentlich so rührselig? Wieder
PETER JURISCH
RECHTSANWALT
RIO DE JANEIRO — CAIXA POSTAL 136
EDIFICIO ODEON, SALA 1208

Stilles Behagen
Deutsche Weingroßhandlung
Rio - Caixa 1394
Frohes Genießen!

RIO DE JANEIRO
BAR UND RESTAURANT
Stadt München
Rua Carioca 59 / Tel. 22-3304
(Zwei Minuten vom Rio-Hotel)
Gut bürgerliche deutsche Küche / Brahma-Schoppen und sämtliche Getränke / Sonntags geschlossen.

Deutsches Heim, Rio de Janeiro
Rua 7 de Setembro 140 - 1
Tel. 42-3601

In Rio wohnt der Reisende im **FLUMINENSE HOTEL**
Praça da Republica 207-209, nächst dem Bahnhof — Telefon 43-4860
Preise ohne Essen: Solteiros 7 und 8\$, Casães 14 und 16\$. — Autzug — Restaurant — Jedes Zimmer fließendes Wasser (Portier am Bahnhof). Unter Leitung: Carl. Freder. Bergmann.

Hotel „Lutecia“
Inhaber: Jakob Christ
Modern eingerichtet und vollständig separate Appartements mit Saal, Schlafzimmer, Bad und Telefon.
Rio de Janeiro, Rua das Laranjeiras Nr. 486
Telefon: 25-3822

Wenn zwei dasselbe tun ...
so ist das noch lange nicht dasselbe. Beide photographieren zwar, der eine aber hat es mit der Stativkamera viel schwerer als derjenige mit der IKONTA 6 mal 9 von Zeiss Ikon. Die IKONTA 6 mal 9 hat Gehäuseauslösung, optischen Springsucher, Zweipunkt-Einstellung, Zeiss Tessar 1:3,8 und Compur-Rapid bis zur 1/400 Sekunde, sowie eingebauten Selbstauslöser.
Aufschlussreiche Prospekte und fachmännische Beratung in allen guten Fachhandlungen.


BAR UND RESTAURANT CIDADE HEIDELBERG
GUTE BRASILIAN. UND DEUTSCHE KÜCHE
Sonntags geschlossen
Feiertags geöffnet bis 3 Uhr nachmittag
Rua Miguel Couto 65 (früher Ourives) Tel. 23-0658

Pension Hamburgo
RIO DE JANEIRO
Altrenommierte Familienpension im Zentrum der Stadt. — Wunderschöne Lage. Grosser Garten. — Mässige Preise.
Rua Cand. Mendes 84 (Gloria) Tel. 42-3098
Inh. N. Neubert

AMERICA-Bar-Restaurant
Inh. Marianna Bader
GUT BÜRGERLICHER MITTAGSTISCH
Wiener Küche — Brahma-Schoppen
Mässige Preise
Jeden Feiertag geöffnet
RUA SÃO PEDRO 40 — Tel. 23-2705 — RIO

BAR UND RESTAURANT **FISCHERKLAUSE**
RUA THEOPHILO OTTONI Nr. 126 / TEL.43-5178
Deutsche Küche INHABER:
Brahma-Chopp **FRITZ SCHAADÉ**

Preiswert **Kölnisch Wasser** Erfrischend
das beliebte Qualitätsprodukt der
Deutschen Apotheke - Rio de Janeiro
Rua da Alfandega 74 - Tel. 23-4771

Druckforten
für Gewerbe u. Handel, rajch und billig, **Typographia Wenig & Co.**
R. Victoria 200, Tel. 4-5566

fürher Bernd den Glückwunsch des Führers übermittelte, schloß sich eine kleine Siegerehrung bei Major Doehmer, dem „Vater des Nieburggrings“.

„Bernd, aber du hast ja auch alles voller Wasen!“

„Ja, denkst du denn, man gewinnt einen Großen Preis im Spazierengehen? Das ist garantiert bis zum nächsten Sonntag wieder in Ordnung. Aber du glaubst nicht, wie die Vießer weh tun, besonders bei den ewigen Schlägen des Steuerrades.“

Eine Weile später hatten wir uns endlich durch die immer noch begeistert ausstehenden Menschenmassen zu unserem Horch hindurchgewirgt und starteten nach Daun. Die ganze glücklichere Rosemeyer war schon vorgefahren. Abends blühte uns eine weitere Siegesfeier der Auto-Union, die mit diesem Doppelsieg und außerdem allen gestarteten Wagen am Ziel einen mächtigen Erfolg errungen hatte.

Bernd hatte immer noch nicht genug vom Fahren.

„Läßt nur, die Reaktion kommt erst später, morgen wahrscheinlich. Das ist immer so. Warte mal

ab, wie ich heute abend noch in Form bin. Du, aber unsere Dreizehn, damit hat es wieder mal gestimmt. Heute mit dem Großen Preis hab ich nämlich außerdem die Deutsche Straßenmeisterschaft gewonnen.“

„Bernd ich melde Protest an. Wenn ich es überhaupt durchlasse, dann mit der Beschränkung: abgeperrter Straßenmeister. Denk an die Straßenbahn in Würzburg. Die den Titel verleihen, wissen das alles nicht so genau. Aber ich mache dich darauf aufmerksam, daß ich nicht bestechen lasse.“

Die Dauner Jugend hatte Bernd einen wunderschönen Empfang vorbereitet mit Gedichten und selbstgepflückten Blumensträußen. Abends brachte die Feuerwehr ein Ständchen. Ich kann diese Begeisterung gar nicht so eindrucksvoll schildern, wie sie wirklich war.

Bernds Hauptjunge waren seine Monteure. „Mensch, wenn die nicht wären, dann wäre es wohl dünn mit den Siegen. Du mußt sie erst mal näher kennen, da ist jeder mit seinem ganzen Herzen dabei, als wenn er selbst im Rennwagen säße. Ihnen kommt es nicht darauf an, ob mal zwei Nächte durchgearbeitet werden muß. Und mit denen gehe ich jetzt erst einmal einen schmettern. Du kommst doch mit?“

schrien: „Sollen wir verhungern? Wo bleibt unser Sold? Wir warten schon lange genug, der Feldhauptmann soll seine Graffschaft verpfänden. Eher gehen wir nicht fort. Man sollte einmal mit der Hellebarde...“ So lufschelte und schürte er von Zelt zu Zelt. Drei Tage lang. Am vierten Tag gingen sie mit Hellebarde in die Lohmenten der Hauptleute, zerrten sie heraus und verprügelten sie. Sie brachen auch in das Lager Frundsbergs ein.

Da aber geschah es, daß der Frundsberg vor ihren Augen niederank, sein Gesicht verzerrte sich, sein Mund stand schief, sein Blick terte ins Leere. „Liebe Landsknechte...“ stammelte er. Aber die Zunge verjagte ihm die Sprache. Der Schlag hatte ihn gerührt.

Da schlichen sie davon wie geprügelte Hunde und begannen zu beten wie Kinder für ihre Mütter, ihre Landsknechtmütter. Sebastian aber lag im Gras und lächelte. Am Abend strich er über die Felder. Die Sonne flog aus den Wolken. Das Land dampfte vor Wärme und Nässe, das Jahr begann den bunten Reigen seiner Zeiten, die Erde roch nach Frühling und Erwartung.

Aber in Ferrara lag ein Mensch, krank und gebrochen. Ein Menschenleben war am Erlöschen wie ein verzehrtes Licht. Das Licht seines Leibes und das Licht seines Ruhmes. Das Tor in die Welt wollte sich schließen.

„Liebe Landsknechte...“ hatte er gesagt.

In einem Siegenfall ward Sebastian Kerzenmacher geboren. Er kannte keinen Vater und keine Mutter, er kannte auch nicht die Liebe, zeitlebens ein herrenloser Hund und aller Bitternis. Aber jener war das eine große Licht seines Lebens, das Wärme und Leuchte war. Nach dem letzten Licht aber steht die Finsternis. Ueber Sebastian kam mit einmal ein Gefühl grenzenloser Reue und Abscheus vor sich selber. Er fühlte nichts anderes mehr als Frundsberg, Frundsberg. Wie eine magische Gewalt, die ihn an sich riß. Er stand am Bach und sah eine Forelle in den klaren Wassern.

„Grandiabel!“ kam es ihm über die Lippen. Am nächsten Morgen, lange vor Tag, schlich er sich aus seinem Zelt und ging zum Bach. Dort hing er ein Dutzend Forellen ein, verpackte sie in seiner Feldtafel und machte sich auf den Weg nach Ferrara.

„Lieber Feldhauptmann...“ würde er sagen. Da stand er nun vor dem Schloß und hielt seine Liebesgabe schon auf den Rücken. Das Herz schlug ihm rasch, zögernd tappte er die breiten Stufen hinauf, hilflos und verwirrt wie ein Kuabe. Und oben blieb er stehen und wartete und wartete.

Dann kam einer dahergewandten, Kaspar, seines Feldhauptmanns Sohn. Da habe er Forellen, sprach er mit leiser, bebender Stimme, für seinen

Alfred Petto

Der Grandiabel Sebastian

Mit den Frundsbergischen in Italien

Als der Frundsberg wieder einmal umschlagen ließ, stellte sich Sebastian Kerzenmacher in Bogen. Er wurde in die Mäntelrolle eingetragene und bekam einen Gulden auf den Kauf, davon er sich Waffen und Kriegsgewand kaufte. Für einen jungen, härtenstarken Gefellen, wie Sebastian Kerzenmacher, der sich auf den großen Schlachtfeldern der Welt zu tummeln schulte, war der Frundsberg das Tor ins Abenteuer. Er empfand diesen Namen wie schweren Wein, wovon sein heißes Blut anflämmte und ihm glühende Träume wurden. Nun war sein Schicksal erfüllt; als Frundsbergischer Landsknecht, mit scheutigem Gewand, behäutertem Wams, Plückerhosen und Federhut, marschierte er über die Alpen nach Italien hinein, dem Feind entgegen.

Der Weg über die vereisten Kämme und Schründen war beschwerlich und voller Gefahren. Den alten Frundsberg mühten sie, als er den schweren Saumpfad hinaufstreckte, mit einem schützenden Haum von Lanzen flankieren, mußten sorgen, daß er nicht ausglitt und abstürzte, der Frundsberg, ihr oberster Feldhauptmann.

Mann ging hinter Mann, und als der Frundsberg müde wurde, rief man nach Sebastian Kerzenmacher, weil er der Stärkste war.

„Komm her, Du Stier, hilf Deinem Feldhauptmann!“

Sebastian kam und der Frundsberg griff ihn hinten ins Koller.

„Nun zieh!“

Und Sebastian zog den Hüftenleib seines Feldhauptmanns bergauf. Das Herz schlug ihm in die Lunge, der Schweiß rann ihm in der Mund und die Knie zitterten ihm, aber er zog und zog und spürte es nicht. Als sie auf der Höhe standen, im Geflimmer des Schnees, von Wolfen umlagert, rang Sebastian nach Luft. Man wollte ihn halten, aber er wachte grinsend ab, und der Frundsberg schlug ihm auf die Schulter.

„Wie heißt Du?“ fragte er.

„Sebastian Kerzenmacher, Feldhauptmann!“

„Sebastian Kerzenmacher“ wiederholte der Frundsberg nickend. „Du bist ein braver Knecht!“

Von diesem Tage an hätte Sebastian sich für seinen Feldhauptmann, den sie den Centrefresser nannten, verteilen lassen. Er drängte sich wo immer unter seine Augen, aber der Frundsberg sah ihn nicht, der Frundsberg kannte ihn nicht mehr. Es verdross Sebastian. Er hubelte heimlich um eine Doppelsöldnerstelle. Solche Doppelsöldner trugen eine Gabelmuskete, waren ausgefuchste, tapfere Leute und bekamen den doppelten Sold. Sebastian dachte oft: Das möchte ich wohl sein, eine Gabelmuskete möchte ich wohl tragen. Einem seiner Rottgesellen, Häl mit Namen, erschloß er sein Herz.

„Du mußt nur warten“ sagte Häl. „Der Frundsberg hat noch keinen vergessen.“

In diesen Tagen zogen sie in die Poebene hinein. Hier schloß sich ihnen des Kaisers Statthalter mit seinen spanischen Knechten an, und sie marschierten verbunden gegen die Söldner des Papstes. Die Spanier waren gut bezahlte Leute, und es wurdete die Frundsbergischen insgeheim. Warum gab man ihnen nicht denselben Sold? Sie jagten und plünderten und tranken sich voll mit Wein und Maltrast. Die Tage wurden hart. Sebastian überwand sie spielend. Ach, selten war ein Mensch ehrfurchtiger und rascher als Sebastian Kerzenmacher. Er focht für drei, senkte nicht, schagte und brante nicht und ließ die Treffdrinnen gehen. Und wartete friedlos auf seinen Lohn. Eine Gabelmuskete... der doppelte Sold. Aber der Frundsberg sah über ihn hinweg, der Frundsberg trug andere Sorgen.

Vor Piacenza griffen die päpstlichen Söldner in hellen Haufen an. Der Frundsberg ritt seinen Knechten voran, aber plötzlich sprang einer mit gezückter Pike herzu, um ihn zu Tode zu schlagen. Der Frundsberg sah es nicht, aber Sebastian sah es, und er preschte wie ein Stier zu seinem Feldhauptmann. Auch Häl hatte es ge-

sehen. Häl brüllte vor Angst und Entsetzen.

„Du kannst ihn nicht wegschrei...“ ging ein Gedanke durch Sebastians Kopf; er schwang die Pike und schlug den Päpstlichen zu Boden. Da brachen seine Spießgesellen erneut gegen den Frundsberg vor. Häl mußte zeigen, daß auch er den Tod nicht scheute. Er riß seinen Feldhauptmann vom Pferd, lud ihn auf die Schulter und trug ihn so kuschelnd nach hinten.

„So, Feldhauptmann!“ lachte er mit breitem Mund, und wischte sich dann das dampfende Gesicht.

„Wie heißt du, Knecht?“

„Häl.“

„Häl“ wiederholte der Frundsberg nickend.

„Du bist ein braver Knecht!“

„Die Schlacht endete mit Vittoria. Sebastian lag in seinem Zelt und wartete. Wartete fiebernd vor Ungeduld und Stolz. Sein Lohn schien ihm

Heimat...

Abschiedsgruß eines Auslandsdeutschen

Gesegnet seist du, Reich der Väter!
Ich kehre ins fremde Land zurück;
daß ich dich frei und stark gesehen,
ist meines Daseins höchstes Glück.

Wär's nicht für dich, o liebe Heimat,
ich würde nimmer von dir geh'n;
so aber will in fernen Zonen
ich stolz für dich im Felde steh'n.

Weitab, im fernen Weltgerieße,
weiß ich oft nicht, wie mir geschieht,
dann forsch' in mancher wehen Stunde
der Mund ein wunderbares Lied.

Dann bist du mir unendlich nahe,
so nah, wie ich dich jetzt geschaut.
als hätt' mein feierliches Singen
die Brücke übers Meer gebaut...
Wilhelm Tüting, Afrika.

gewiß. Dann aber ward Häl, sein Rottgeselle, zum Doppelsöldner ernannt. Soust niemand, auch nicht Sebastian Kerzenmacher, der brave, tapfere Knecht, der seinem Feldhauptmann das Leben gerettet hatte. Er lag in seinem Zelt und lächelte mit heiligem, verführten Gesicht.

„Grandiabel!“ fluchte er.

Fortan ward er ein Teufel, schachte und brante, schwelgte mit den Tröfdrinnen und fluchte. Das Leben schien ihm häßlich. Es brante in ihm wie eine tiefe Wunde, fort und fort. Er verkaufte die Beute an Handelsjuden, die durchs Feldlager strichen, den Erlös vertrank oder verwürfelte er. Oder er kaufte sich Zobel und Marder, verbrante seinen Schlapphut, oder er kaufte sich einen Hund, groß wie ein Kalb und wild wie ein Wolf. Der Teufel funktete ihm aus den Lichtern. Nun machte er seinen Spottnamen „Grandiabel“ (Großer Teufel), der in diesen Tagen angekommen war, alle Ehre.

Es kamen schimmere Tage, zugeschnitten mit Regen und Schnee. Die Flüsse, die sie durchwaten mußten, waren kalt wie der Tod. Ein Doppelsöldner erkrank. Ein anderer rückte an seine Stelle.

„Du mußt nur warten“ hatte Häl gesagt.

Aber sein Lohn hatte schon Zinsen getragen. Nun hagte er seinen Feldhauptmann, nannte ihn einen Meordbrenner und Blutzapf, heimlich und offen, wie es ihm gefiel.

In Bologna bezogen sie Feldlager, denn der Papst hatte die Waffen gestreckt und seine Söldner reich belohnt entlassen. Dem Frundsberg aber fehlte das Geld, um das gleich zu tun. Er lief um Geld, aber sein Darlehensgeber in allen Städten, der Herzog von Ferrara, winkte unwillig ab. Gering geliehen, sagte er schon viel zuviel. Da begam Sebastian, der brave Knecht, heimlich zu

kranken Feldhauptmann, jawohl, er, Sebastian Kerzenmacher. Und er schluckte laut. Aber der Kaspar sah ihn mit kleinen prüfenden Augen an, lange Zeit.

„Sebastian Kerzenmacher?“ sagte er dann. „Der Aufwiegler?“

Sebastian schob die Räte in die Ohren, er starrte den Kaspar an, schüttelte den Kopf, sein Mund bewegte sich zum Sprechen, aber der Kaspar schob ihn mit der Faust beiseite.

„Scher dich, Hund!“

Sebastian Kerzenmacher stolperte über die Felder. Die Forellen trampelte er in den Boden. Regen goß aus den schwarzen Schlingen, aber er spürte die Nässe nicht, er spürte nur eine klaffende, beemende Wunde, aus der es unaufhörlich rann. Stel schüttelte ihn. Er lief und rannte, wie vor sich selber flüchtend. Und wieder und wieder: Frundsberg, Frundsberg! Wie ein Narrenlied.

Dann nahm er seinen Säbel, steckte ihn mit dem Knauf in die Erde und warf sich mit der Last seines Körpers in die Spitze.

„Grandiabel!“ fluchte er und starb.

Aus alten Berichten und Gesuchen

Im Jahre 1885 wurde in Oesterreich in der gesamten Öffentlichkeit eifrig über die Zweckmäßigkeit der körperlichen Züchtigung in den Schulen gestritten. Um genau zu wissen, wie die Lehrer darüber dachten, wurde den Bezirksschulräten aufgegeben, die Meinungen der ihnen unterstellten Lehrer über diese Frage einzuholen.

Gewissenhaft sammelte also ein Bezirkschulrat in Niederösterreich die von den Lehrern eingehenden Antworten. Und da sich die meisten für die Prügelstrafe aussprachen, so berichtete er zusammenfassend an den Landesschulrat: „Die Mehrzahl der Volksschullehrer im Bezirk wünscht eine angemessene körperliche Züchtigung.“

Es war ebenfalls 1885, als bei einer Wiener Militärbehörde das folgende, sichtlich mit großer Mühe aufgesetzte Gesuch eines Landgemeindegemeindeführers einging: „Das hochlöbliche Kommando

Höchste Ansprüche



erfüllt die OLYMPIA 8 mit Anschlagregler, Schnellsetztalulator, automatischer Papiereinführung und Sperrschriift. Geräuschgedämpft!

Olympia

Olympia Machinas de Escrever Ltda.
 SÃO PAULO
 Praça da Sé 43 - sobreloja
 RIO DE JANEIRO
 Rua Theophilo Ottoni 86

wolle den in seine Heimatgemeinde beurlaubten Gemeinen Joseph M. bald wieder einberufen, weil derselbe, seitdem er bei „die Soldaten“ ist... bei den Weibskenten im Dorfe zu viel Unheil anrichtet.“

Vor mehreren Jahrzehnten. Da erhielt ein Ortsverstand die behördliche Anfrage, wieviel Personen wohl jährlich in der Gemeinde sterben „müchten“. Der Ortsvorstand war ein Schalk, er schrieb zurück: „In unserer Gemeinde „mag“ niemand sterben!“

Eine zweite Anfrage lautete, wieviel etwa durchschüttlich sterben „können“. Die Antwort: „Hierorts „können“ alle sterben!“

Und es wurde zum dritten Male gebeten, mitzuteilen, wieviel Personen in der Gemeinde sterben „dürften“. Der abschließende Bericht lautete: „Sterben „darf“ hier, wer will und muß, denn der unterfertigte Ortsvorstand kann es niemandem verbieten!“

Ein berühmter Gelehrter ließ sich vor vielen Jahren aus den verschiedensten Gegenden über ein Erdbeben berichten, das vorausgesagt war. Er erhielt recht gewissenhafte Zuschriften, darunter auch die folgende: „Wir jagten gerade bei Tisch und purzelten alle übereinander, als der Stoß kam; meine Schwiegermutter fiel mir zum erstenmal um den Hals.“

In der Feldzeitung des 4. Reservekorps „Der Schützengraben“ (Nr. 15) wird die folgende Begebenheit aus dem Weltkrieg berichtet: Die Batterie soll melden, was an der in der Stellung hinterlegten eigenen Lebensmittelportion fehlt; der Abgang ist zu begründen.

Darauf kommt folgende Meldung: Am eisernen Bestand fehlen: 40 Büchsen Konfervenfleisch (Begründung: Ratten gefressen); 40 Flaschen Mineralwasser (Begründung: Ratten gefressen).

Wer lacht mit?

Als ich kürzlich in Braunschweig in einem Tee-geschäft Einkäufe besorgte, betrat eine ältere Frau, anscheinend eine Landbewohnerin, den Laden und forderte ein Viertelpfund Tee.

„Soll das Senfchen, Caylon oder ostfriesische Mischung sein?“ fragte die Verkäuferin.

„Ah — ne! — — Soss Sorte will ich nicht!“ erwiderte die Frau. „Zf hebbe schon viel von Feisglocktee jehret! — — Der wird jetzt woll viel verputzt? — — Hät Sei denn den nicht?“

Sein Stoßflugzeug.
Sie: „Mein Vater hat mir zu Weihnachten einen Sportzweijäger geschenkt. Ich bin ganz verliebt in den schüttigen Wagen.“

„Immer das alte Lied“, seufzt der junge Mann. „Der Mensch wird überall von der Maschine verdrängt.“

Das dritte Brett.
Stoll kauft Schi, drei Stück auf einmal.
„Wozu den dritten Schi, Stoll?“ Stoll lächelte:
„Den dritten schenke ich mir auf den Rücken — ich bin überzeugt, auf diesem Schi fahre ich am allermeisten.“

Der Arbeitstag.
Der langsame Bill und der müde Jimmy sonnen sich auf einer Bank im Zentralpark.
Meint Bill: „Wenn ich was zu sagen hätte, würden im Jahr 365 Tage gefeiert.“
Mensch, überleg dir das genau! Dann hätten wir ja alle vier Tage einen vollen Arbeitstag!“

„Verzeihen Sie, Ihr Gesicht muß ich schon einmal anderswo gesehen haben!“
„Da irren Sie sich, ich trage es immer vorn am Kopf!“

Das Verschwinden der Deutschtät eines Werkes aber bedeutet nicht so sehr einen Verlust für uns als für den Reichtum der menschlichen Kultur, daß müssen wir Deutschen selbst freilich zuerst begreifen und leidenschaftlich glauben.

Haus Grim.

(Schluss von Seite 4)

Diese kleinen, tüchtigen, fleissigen, anständigen Fachleute, die längst Familienväter sind und doch irgendwo den Angestellten, den ewigen Gesellen, den ersten Verkäufer spielen müssen, sie hätten kein Geld, nicht genügend Geld, einen Judenladen zu kaufen — ?

Ganz gewiss nicht. Aber der Witz ist: die weissen Juden haben dieses Geld auch nicht. Das ist ja gerade ihre Kunst, dass sie nun im Strom der Arisierung schwimmen auf fremde Kosten und nicht auf die eigenen. Dass sie es nur wunderbar verstehen, „Finanzierungen“ vorzunehmen, die, genau gesehen, Luftgeschäfte sind, wie sie ein anständiger Kaufmann nicht zuwege bringt.

Wir haben, im Inneren dieses Blattes einen derart markanten Fall sehr deutlich dargestellt: ein bankrotter „Wirtschaftskönig“ erscheint mittellos aus dem Gefängnis und „kauft“ eine Wäschefabrik...

Die mancherlei Fachschaften und berufsständischen Organisationen könnten sich heute um das deutsche Volk verdient machen, wenn sie wirklich anständigen und tüchtigen Männern aus ihrer Mitte zu einer selbständigen Existenz verhelfen würden. Wohlbermerkt: aufstrebenden anständigen Kerlen, und nicht solchen, die den Hals ohnehin schon voll haben und brancheunkundig sind.

Auf jeden Fall müsste der Erwerber eines jüdischen Betriebes daraufhin geprüft werden, ob er über die notwendigen fachlichen und charakterlichen Fähigkeiten verfügt. Er muss ein Fachmann sein, weil wir auf allen Gebieten der Wirtschaft die Fachleute fördern und die blossen Geschäftemacher zurückdrängen müssen. Und er muss charakterlich einwandfrei sein, weil uns nichts daran liegt, den schwarzen Juden durch einen weissen zu ersetzen. Er muss die Gewähr dafür bieten, dass er sich auch als selbständig gewordener Unternehmer als Treuhänder des deutschen Volkes fühlend benehmen wird.

Ist es nicht möglich, einen solchen Mann zu finden, dann soll man den jüdischen Laden lieber eingehen lassen. Es ist dann nicht schade darum. Allein die Tatsache, dass irgendein gerissener Gauner die Fähigkeit auf-

bringt, seine arische Grossmutter nachzuweisen und die Finanzierung seines „Kaufes“ als Luftgeschäft zustande zu bringen, beweist noch nicht die Existenzberechtigung dieses „arisierten“ Betriebes.

Staat und Partei allein sind freilich nicht in der Lage, auf die Suche nach brauchbaren Männern zu gehen. Sie können vor dem Ansturm der weissen Juden nur vorsorgliche Schleusen hochziehen und — Gottseidank! — sie tun es.

Die Genemigungspflicht für Verkäufe aller Art, die Einrichtung von Mittelstellen, die allein befugt sind, Verkäufe vorzunehmen, die Ausschaltung eifriger Vermittlungshyänen, die Verhinderung von Verschleuderungen jüdischen Besitzes und die erfreuliche Möglichkeit, solche Schleuderverkäufe, wenn sie bereits geschehen sind, wieder rückgängig zu machen und den vom weissen Juden gezahlten „Kaufpreis“ als eine wirksame Strafe für Konjunkturhyänen und Wegelagerer einzuziehen — all dies beweist, dass Staat und Partei auf dem Posten sind und dass von ihnen aus alles geschieht, was geeignet ist, die weissen Juden wieder in ihre Mauselöcher zu verjagen.

Die Schnelligkeit, mit der die notwendigen Verordnungen erlassen und durchgeführt werden, sollte auch allen Schiebern und Luftfinanziers beweisen, dass jeder neuerdachte Schlich, jeder neue Schachzug, auch entsprechend beantwortet wird.

Die anständigen, tüchtigen Fachleute aber, die wir brauchen, wenn wir diesen Blitzkrieg gegen die weissen Juden gewinnen wollen, die können Staat und Partei nicht mit der Lupe suchen. Die müssten, wie schon gesagt, von den Organisationen der gewerblichen Wirtschaft gesucht und gefunden werden, und ebenso müssten diese Organisationen auch bemüht sein, die notwendigen Finanzierungen durchzuführen und die notwendigen Garantien zu übernehmen.

Ob sie diese Bewährungsprobe bestehen werden? Es wäre hohe Zeit, dass sie nun einmal zum Leistungskampf der Verbandsbürokraten antreten.

(„Das Schwarze Korps“.)

Ein Volk von Kameraden

Als im Oktober 1933 die ersten Meldungen über die Erfolge des Winterhilfswerkes bekannt wurden, stiegen sie im Ausland vielfach auf Mühen und Negwohn. Man sprach von geschickter Propaganda, man redete von Scharn und Beinträchtigung der persönlichen Freiheit, man glaubte an einen allgemeinen Raub der Begeisterung, der bald abebben würde. Keine dieser Erklärungen hat recht behalten. Das WHW ist vielmehr zum sinnfälligen Ausdruck einer neuen Gesinnung geworden, eines tatbereiten Sozialismus, der in einem Werk von unerhörten Ausmassen sich ein bleibendes Denkmal schuf.

Der deutsche Mensch von heute weiss, dass der krankhafte Individualismus eines von uns glücklich überwindlichen Zeitalters ein Irreweg war. Nicht aus eigener Kraft sind wir da, nicht aus eigenem Können schaffen wir! Hinter uns steht die Volksgemeinschaft, die uns trägt und fördert. Auf ihrer Kultur bauen wir weiter. Ihre Bestand sichert uns unser Einkommen und unsere Arbeit. Mit ihr steht und fällt jede Ehrentat. Jeder weiss heute, dass niemand größere Forderungen an die Gemeinschaft stellen kann, als er ihr gegenüber Pflichten erfüllt. Und da die Gemeinschaft ein lebendiger Organismus ist, kann keiner von uns teilnahmslos an der Not des anderen vorbeigehen. Das Schicksal des einzelnen ist das Schicksal aller, weil die einzelnen in gegenseitiger Wechselwirkung das Schicksal der Gemeinschaft bestimmen, das so stets wieder maßgebend ist für das Wohl und Wehe des einzelnen.

Die Einsicht in dieses Lebensgesetz ist es, die rund eine Million ehrenamtliche Helfer und Helferinnen schon sechs Winter hindurch einen großen Teil ihrer Freizeit in den Dienst des WHW, bzw. der NSD, stellen lässt. Das Wissen um die Gemeinschaft löst alle, nicht zuletzt die Aermsten, opfern und spenden. Nicht ein gefühlloses Mitleid treibt sie dazu, sondern das Pflichtbewusstsein

steht wie ein kategorischer Imperativ hinter ihnen. Das Winterhilfswerk des Deutschen Volkes hat uns alle zu Kameraden gezogen. Im großen Jahr 1938 zeigte sich, wie tief dieser Geist der Kameradschaft in unserem Volke schon verankert ist. Die Heimkehr der Ostmark löste eine ungeheure Welle von Hilfsbereitschaft und Opfergeist aus. Ohne besondere Aufforderung oder Appelle türmten sich in allen deutschen Gauen Berge von Lebensmitteln und Kleidem an, die für die Ostmark gespendet worden waren. Weit über sechs Millionen Reichsmark flossen in die Volksspende für Oesterreich. Die Feldküchen der NSD, dampften vor den arbeitslosen Baracken in den Wiener Vororten, im Steirischen Erzgebirge, vor den Arbeiterhütten in Linz. Die Ostmark lernte deutsche Kameradschaft in ihrer schönsten und herzlichsten Form kennen. Nun sind auch die Sudetendeutschen in diesen Ring eingetreten. Als sie in den schweren Septembertagen zu tausenden verzweifelt über die Grenzen in das Reich flüchteten, da konnten es diese Heimatslosen nicht fassen, dass sie wie Brüder und Schweftern aufgenommen worden, dass man ihnen vorerst Unterkunft und Nahrung sicherte und ihnen warme Kleider gab. Zwölf deutsche Gauen nahmen die armen Mütter und Kinder in ihren sonnigen Heimen auf. Mit den einmarschierenden Kolonnen der deutschen Wehrmacht aber zogen die Glückseligen in das befreite Sudetenland ein.

Der Führer will in wenigen Jahren im Sudetenland kein rachitisches Kind mehr sehen. Diese Forderung zu erfüllen, wird die vordringlichste Aufgabe der NSD sein, die aber dazu der Mithilfe der ganzen Volksgemeinschaft bedarf. Der „Tag der nationalen Solidarität“ und die bisher durchgeführten Reichsstraßen- und Eintopfaktionen haben den Beweis erbracht, dass das deutsche Volk diese Forderung verstanden und freudig angenommen hat. Das Winterhilfswerk 1938-39 wird ein großer Sieg der Kameradschaft sein. H. G.

Die Reichsbahn auf der Deutschen Bau- und Siedlungsausstellung 1938

RDV — Die Wichtigkeit der vor kurzem auf dem grossen Festhallengelände in Frankfurt a. M. durchgeführten Deutschen Bau- und Siedlungsausstellung erhellte schon daraus, dass Reichsorganisationsleiter Dr. Ley in Gegenwart des Gauleiters Sprenger und zahlreicher führender Männer der Partei, der Wirtschaft und der Behörden die Ausstellung Anfang September persönlich eröffnete. Schon äusserlich war es ein schöner Anblick, wie sich die festlich gestimmte Menge der Erschienenen unter freiem Himmel auf dem freien Platz eines Siedlungsdorfes versammelte und schon dadurch zum Ausdruck brachte, dass man hier weniger mit Theorie als mit der Tat für die deutsche Bau- und Siedlungspolitik werben wollte.

Die Ausstellung umfasste nicht nur einen Teil Deutschlands, sondern das ganze Reich. Wie schon der Name „Bau und Siedlung“ sagt, wurde in ihr der Stand der deutschen Baukunst überhaupt, daneben, oder vielmehr vor allem, aber der Stand und die Pläne

der deutschen Siedlung, der Schaffung von Wohnung und Heim für alle deutschen Volksgenossen gezeigt.

Reichsorganisationsleiter Dr. Ley hob deshalb in seiner Eröffnungsrede besonders die grosse Bedeutung des Wohnungsbaues für das deutsche Volk hervor. „Wenn unser Volk nicht alles daransetzt, genügend gesunde Wohnungen zu bekommen, so sind alle unsere Anstrengungen auf anderen Gebieten nutzlos.“ Er stellte für die deutsche Bau- und Siedlungspolitik der nächsten Zeit vier Aufgaben an die Spitze: Die Schaffung einer Wohnung überhaupt für jeden Deutschen. Denn obwohl seit 1933, seit der Machtergreifung, etwa eineinhalb Millionen Wohnungen gebaut worden seien, fehlten heute noch rund 3 Millionen Wohnungen, die im Laufe der nächsten Zeit zu beschaffen seien. Die zweite Frage sei die Raumfrage, man dürfe bei geringen Mitteln nicht mit Raum sparen. „Kleinstwohnungen sind des Volkes Tod, nicht sein Leben!“ Es gelte ferner die Woh-

nung schön zu gestalten, und diese Schönheit sei nicht eine Frage des Geldbeutels, sondern des klugen Nachdenkens und Geschmacks. Endlich müssten aber auch die Wünsche des einzelnen Menschen, sein Beruf, seine Geldmittel, die Lage des Hauses und alle übrigen Umstände beim Wohnungsbau berücksichtigt werden.

Die Gründung einer neuen Trägersellschaft für das Bauwesen wurde von Dr. Ley als eine der ersten Massnahmen verkündet. Er gab ferner bekannt, dass dem vor kurzem fertiggestellten Gausiedlungshof bei Oberursel im Taunus, in nächster Nähe der Grosstadt Frankfurt a. M., der Name Reichs-siedlungshof gegeben worden sei.

Wie schon angedeutet, lag der vielleicht schönste und wirksamste Teil dieser grossen Schau im Freigelände. An ein Gemeinschaftshaus (Bürgermeisteramt, Schule und Lehrzimmer, Räume für die Gliederungen der Partei usw.) schloss sich eine Reihe von Siedlungsbauten an; sie waren vom Heimstättenamt Frankfurt a. M. in bodenständiger, rhein-mainischer Bauart ausgeführt. Die Häuser in den verschiedensten Preislagen wetteiferten in Schönheit und Zweckmässigkeit. Daneben zeigten über 300 Aussteller Baustoffe und Konstruktionen.

Ein Sonderbau enthielt die Schau „Staatsführung und Städtebau“. Hier konnte man an Modellen, Bildern und Lageplänen die geschichtliche Entwicklung des Bau- und Siedlungswesens zahlreicher deutscher und italienischer Städte sehen: eine grossartige Uebersicht der geschichtlichen Macht- und Bauperioden. Eng schloss sich an die Sonder-schau „Lebensraum deutscher Städte“, an der Hand zahlreicher Bilder und Modelle zeigend, wie die einzelnen Städte in unserer Zeit ihr Gesicht neu gestalten.

Sehr sehenswert war ein am Ende des Freigeländes auf weitem Platz bis in alle Einzelheiten ausgeführtes Muster eines Arbeitsdienstlagers.

In der grossen Haupthalle gleich am Eingang der Ausstellung hatte die eigentliche Siedlungspolitik das Wort. Man sah hier u. a. Pläne und Modelle des Amtes „Bau“ der Deutschen Arbeitsfront, der Reichsstelle für Wirtschaftsausbau in den Vierjahresplandsiedlungen, kurz alles, was Grossorganisationen zur Gewinnung von Lebensraum für ihre Gefolgschaftsmitglieder im Laufe der letzten Jahre geleistet haben und noch leisten werden. Sehr anregend waren dabei die Bilder über das Bauen auf dem Lande, besonders in der Gegenüberstellung von alten „stillen modern“ gestalteten Bauten in dem vergangenen System und den jetzigen erdgebundenen schönen und zweckmässigen ländlichen Gebäuden. Einen grossen Raum nahm das Siedlungsprogramm im Rhein-Main-Gebiet ein. Die Landesplanung war in verschiedenen, auch die Bevölkerungsdichte ausgezeichnet statistisch erfassenden grossen Karten in ihrer Entwicklung dargestellt. Das vom Gauleiter in Hessen-Nassau mit grosser Liebe ins Leben gerufene Siedlungsdorf „Riedrode“ in Hessen war besonders hervorgehoben.

Auch das Reichshandwerk fehlte in der

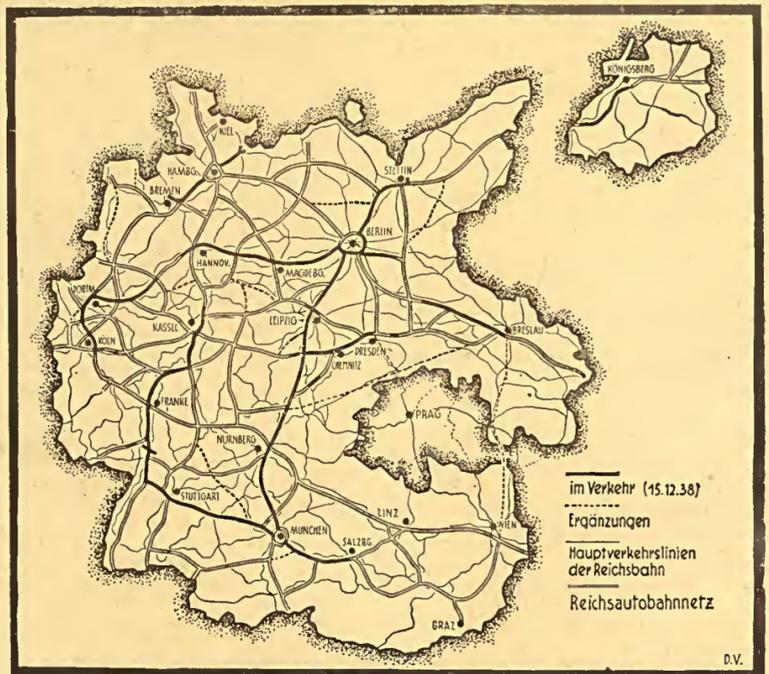
„Stadt des deutschen Handwerks“ selbstverständlich nicht und war mit verschiedenen Musterarbeiten vertreten. Ferner zeigte die Reichskammer der bildenden Künste das Zusammenwirken von Architekt und Künstler im Bau.

In diesem grossen Raum war auch die Reichsbahn, die als grösster „Unternehmer“ Deutschlands hier nicht fehlen durfte, mit einem Stand vertreten. Dabei wollte und konnte sie, schon aus wirtschaftlichen Gründen und mit Rücksicht auf den ihr zur Verfügung stehenden verhältnismässig kleinen Raum von nur etwa 100 qm, keine Werbungsaktion für ihre Wohnungs- und Siedlungspolitik betreiben. Die Reichsbahn, vertreten von der Reichsbahndirektion Frankfurt a. M., wollte hier nur ganz allgemein zeigen, was auf dem Gebiete des Bauwesens und der Siedlung geleistet und für die Zukunft beabsichtigt wird. Sie wollte gewissermassen nur einige „Kostproben“ geben; diese sind aber recht „schmackhaft“ ausgefallen, so dass auch diesmal der Stand der Reichsbahn eine Zierde der Ausstellung geworden ist.

Im Hintergrund des Standes sah man eine Anzahl beleuchteter Diapositive: Bauwerke aus den verschiedensten Reichsbahndirektionen, wie Nürnberg, Essen, Hamburg, Mainz, Frankfurt a. M., Augsburg, Dresden, Hannover und Karlsruhe. Es handelte sich da um wichtige, vor allem von dem Grundsatz „Schönheit der Arbeit“ beherrschte Bauwerke aller Art, z. B. Empfangsgebäude, Abfertigungen, auch Stellwerke, Wassertürme usw. Die Bilder wurden nach kleinen Aufnahmen der einzelnen Direktionen von der Lichtbildstelle der Direktion Frankfurt a. M. angefertigt. Daneben waren grosse Lichtbilder zu sehen; zu den schon genannten Direktionen traten noch Köln, Stuttgart, Berlin, Saarbrücken, Wuppertal und Königsberg hinzu.

Das eigentliche Siedlungswesen der Reichsbahn war durch ein grosses Modell von Frankfurt-Nied vertreten; sodann sah man ein sehr geschmackvoll ausgeführtes Modell der künftigen Verwaltungsschule der Reichsbahndirektion Frankfurt in Bad Homburg. Auch der Reichsbahn-Waisenhort zeigte ein Modell und ein Lichtbild des neuen Erholungsheimes in Lindenberg (Allgäu). Die übrigen Modelle betrafen Empfangsgebäude. Sehr ansprechend, besonders in der Eingliederung in das Gelände, war dabei der kleine Bahnhof von Wildflecken in der Rhön. Man erblickte ferner den neuen Entwurf des Bahnhofes Saarbrücken, der sich stilistisch an den Neubau des Verwaltungsgebäudes der Reichsbahndirektion dasselbst anschliessen soll. Auch der ja in Deutschland Reich zu ganz besonderer Bedeutung gelangte Bahnhofs Berchtesgaden war in sehr schöner Ausführung modelliert.

Die Ausstellung, insbesondere die Sonder-schau der Reichsbahn, bot nicht nur dem eigentlichen Fachmann: Hochbauer und Bauingenieur, sondern auch alle übrigen Gruppen, wie Wirtschaft, Verkehr, Wohlfahrt usw. reiche Belehrung und Anregung.



3000 Kilometer Reichsautobahnen dem Betrieb übergeben.

Das Ziel des Reichsautobahnenbaues, jährlich 1000 Kilometer Reichsautobahn fertigzustellen, wurde auch im Jahre 1938 trotz vieler Schwierigkeiten, die aus den politischen Verhältnissen kamen, erreicht. Von der Ostsee bis zu den Alpen ist nunmehr eine Reichsautobahn fertig und im Betrieb. Mit einer kleineren Unterbrechung ist auch eine Verbindung von Berlin nach dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet hergestellt. Ferner ist München mit Stutt-

gart, Karlsruhe, Frankfurt am Main und Kassel verbunden, und auch in Mitteldeutschland ist eine wichtige Achse von Dresden nach Weimar und in Schlesien ein grosses Stück der Autobahn Breslau-Berlin fertiggestellt. Damit bilden die Strassen Adolf Hitlers ein neues Rückgrat des Verkehrs und die Motorisierung des Verkehrs kann nunmehr sich rasch aufwärts entwickeln.



Zwischen Dom und Donau

Streifzug durch das unbekannte Wien

Wien, die alte, stolze Stadt an der Donau, Heimat so vieler Künstler und Gelehrter, Mittelpunkt der tausendjährigen Ostmark, ist wieder heimgekehrt ins Reich. Deutsche aus allen Gauen kommen nun als Gäste, um der Kultur dieses Landes freudvoll empfänglich sich hinzugeben. Da mag es nicht unangebracht sein, einmal auch einige Streiflichter auf das unbekannte Wien zu werfen, auf jene Plätze und Winkel, die außerhalb der allgemeinen Befahrungsrouten liegen und die vielleicht den Reiz dieser Stadt noch weit höher offenbaren, als die durch Bild und Film allbekanntem Denkmäler.

Beginnen wir unsere kleine Wanderung auf dem alten Universitätsplatz vor der Akademie der Wissenschaften, die eigentlich das frühere Wiener Universitätsgebäude darstellt. Es ist dies der einzige französische Barockbau in Wien. Von seinem Festsaal sagt man, er sei der schönste Barocksaal der Erde überhaupt. Dann wenden wir uns zur Bäckerstraße, wo wir zu unserem Erstaunen einige unalterswürdige Giebelhäuser finden, — eine Bauform, die in Wien sonst völlig unbekannt ist. In der „Schönlatengasse“ gibt es noch Bauten aus dem 16. Jahrhundert, in der Griechengasse wandelt man durch Schwibbogen und kann man mittelalterliche Presssteine auf ihre Jahreszahlen überprüfen.

Auf der Mörkerbastei stehen, Vogelnestern ähnlich, winzig klein und winzig schmal, Häuschen aneinander, denen die Jahrhunderte tiefe Rinnen ins Mäulchen gruben. Wer ihre Geschichte kennt, wird sie bald mit berühmten Persönlichkeiten verknüpfen finden. In dem einen wohnte Beethoven, schuf hinter den halbblinden Fensterchen seine V. und VII. Symphonie und das wunderbare Violinkonzert. Einige Schritte weiter — und wir blicken zu den Zimmern empor, in denen einst Goethes Schwiegerochter Otilie mit ihren Klavieren schmerzreiche Tage verlebte. Und wieder ein Häuschen weiter; — liegt da nicht Schubert'sche Musik in der Luft? — Wir stehen vor dem echten Dreimäderlhaus!

Noch ein paar Erinnerungen an die große Türkennot des Jahres 1683 finden sich noch; dort, wo sich das Zelt des mächtigen Großwesirs Kara Mustafa befand, steht heute — hinter dem Augustin-Brunnen — natürlich längst ein Wohnhaus, doch ein kleiner, vergoldeter Türkenreiter mahnt an die große Vergangenheit. Am Heidenischg schwingt ein Sohn Mohammeds wild seinen Säbel — dort sollte eine türkische Mine platzen, doch die Aufmerksamkeit eines Wiener Bäckergehilfen hörte die unterirdische Arbeit und vereitelte deren Erfolg. Türkenmächeln gibt es da und dort. Eine, die jetzt schön vergoldet ist, steht in der Hofburg, eine zweite in einem Haus „Am Hof“, eine dritte in einer Gaststätte in Margarethen. So gar ein mächtiger Keksblock ist noch vorhanden, den die Türken drei Kilometer weit nach Wien hereinschleuderten. Nun liegt er, wie ein mühsam gebändigter Hund, an einer eisernen Kette in der Stengasse.

Wer Goltz bewundern will, der sehe sich nicht bloß den Stephansdom an, sondern komme auch zur Kirche „Maria am Gestade“. Hier war schon vor fast einem Jahrtausend, da die Donau noch näher an Wien vorbeifloß, das Gotteshaus der Fischer und Schiffer. Vom fünfseitigen zum achteckigen Grundriß überwachsend, gehört diese Kirche zu den malerischsten Bauten Wiens. Unerhört schön ist der Blick durch das Langhaus. Und aus der Fülle der Barockbauten, von denen Karlskirche, Belvedere und Schönbrunn ja allbekannt sind, seien das sonst gerne übersehene einstige Winterpalais des Prinzen Eugen von Savoyen in der Himmelpfortgasse hervorgehoben, voll festlicher Stimmung in der reichen Goldzier seiner Prunksäle, oder das Palais der Fürsten von Liechtenstein, deren Pflichtenmacher Kaiser Franz Joseph einst zu dem

Ansprach veranlaßt haben soll — nicht einmal er in der Hofburg habe es so schön. Und im Palais Heymüller werden Erinnerungen sowohl an Grillparzer wach, der hier seine „ewige Braut“ feierlich lernte, und als auch an Napoleon, da Bernadotte hier die erste Tricolore hobte.

In der weltlichen Schatzkammer, wo bekanntlich auch die Reichsleinodien des alten „Römischen Reiches Deutscher Nation: Krone, Szepter und Reichsapfel, zur Schau gestellt waren, gehe man nicht achtlos am Säbel Karls der Großen vorbei. Und wer die wichtigsten äußeren Zeichen und uralten Reliquie des vielfältigen Schicksals der deutschen Ostmark besichtigen will, der suche das Haus, Hof- und Staatsarchiv auf, dessen Anlage Tanlow von Rosenthal auf Wunsch der Kaiserin Maria Theresia mit vortrefflichem Geschick besorgte.

Wieder ein anderes Wien lernen wir kennen, wenn wir uns seinen Gartenanlagen widmen. Die großen Parks im Stadtbereich sind ja allbekannt. Wer aber weiß, daß außerdem noch ein herrlicher Naturpark besteht, ausgezeichnet durch uralte Baumbestände und besonders Vogelreich? — In Neuwaldegg beginnt er; hier und auf der Baumgartener Höhe in Käuz stimmt noch mancher gefiederte Sänger sein Lied an, der sonst in solcher Stadtnähe nicht mehr zu hören ist. Und wer ohne beschwerliche Mühen einer Bergwanderung die schönsten Beispiele alpenartiger Blumenfülle kennenlernen will, der braucht bloß das Alpinum des Belvederegartens anzufuchen, wo wunderbare Pflanzen von den höchsten Gipfeln der Erde, aus Stein- und Gletscherregionen geholt, mit verständnisvoller Liebe unthet, zum ersten Male auch in einem Tale blühen.

Und schließlich an alle, die den Wein lieben und den Wiener „Heurigen“ nicht missen wollen, ein paar freundliche Worte. Einen „Heurigen“ darf man nicht wild angehen. Den muß man geruhig suchen und — selbst entdecken. So wandere man durch Grünzing und Sievering, beschaue prüfend die kleinen Häuschen, wo der „Buschn“ heraufhängt und suche sich ein Plätzchen, das den Blick frei gibt auf den Kahlenberg, indes in der Tiefe, „in der Sutteln“, wie man hier sagt, die Weinbauern alles bereiten für die kommenden Reben. Vor uns liegt jetzt die Stadt, Dampfschiffe hülfen sie ein, ein paar Kirchtürme durchstoßen den wogenden Nebel. Silbern verbläut das Band der Donau, erste Lichter blühen auf, werden bald zu Tausenden glühender Flämmchen und Pünktchen, indes der Himmel seine Sternendecke aufrollt und der Mond zum Gott der Liebenden und Weinbeglückten wird.

Das ist Wien, wie man es nicht alle Tage sieht, und man könnte noch viel mehr solcher Dinge schreiben, aber ein gewisses Schamgefühl hindert mich daran. Eine Schönheit, die man zu sehr anpreist, wird schließlich nicht geglaubt. Da gibt es nur eines: selber kommen.

Schnurren aus alten Kalendern

Die gute Antwort

Wer ausgibt, muss auch wieder einnehmen, Reitet einmal ein Mann an einem Wirtshaus vorbei. Da der Reiter einen stattlichen Schmerbauch hatte, hing er ihm auf beiden Seiten fast über den Sattel herunter. Der Wirt rief dem Herrn von der Tür aus zu: „Nachbar, warum habt ihr denn den Zwergsack vor euch auf das Ross gebunden und nicht hinten?“ Da rief der Reiter zurück:

„Damit ich ihn unter den Augen habe. Denn hinter mir gibt es Spitzbuben!“

Drei Wünsche

Drei lustige Gesellen sassen beisammen in Kehl im Lamm. Als sie das Saueressens verzehrt hatten, wurden sie der Rede eins, dass der, der den besten Wunsch hervorbrächte, frei von der Zeche ausgehen sollte.

Da sprach der Erste: „So wünsch ich denn, dass ich alle Festungsgräben von Strassburg und Kehl voll feiner Nähnadeln hätte, und zu jeder Nadel einen Schneider, und jeder Schneider müsste mir ein Jahr lang lauter Maltersäcke nähen, und wenn ich dann jeden Maltersack voll doppelter Dublonen hätte, so wollte ich zufrieden sein.“

Der Zweite sprach: „So wollte ich denn, dass das ganze Strassburger Münster bis unter die Krone des Turmes hinauf voll Wechselbriefe von feinem Postpapier läge, so viel darin Platz haben, und wäre mir auf jedem Wechselbrief so viel Geld verschrieben, als

in allen meinen Maltersäcken Platz hat, und ich hätt's.“

Der Dritte sprach: „So wollte ich denn, dass ihr Beiden hättet, was ihr wünschet, und dass euch alsdann in einer Nacht der Hengker holte, und ich wär euer Erbe.“ Dieser ging frei aus der Zeche.

Engler unter Fisch.

„Was, Sie gehen heute, am Freitag, angeln? Da werden Sie nicht viel fangen, denn Freitag ist doch ein Unglückstag.“

„Ja, ich habe das auch immer gemeint, aber da ist mir eingefallen, vielleicht ist der Freitag auch der Unglückstag der Fische.“

Stammischblüte.

„Sagen Sie mal, ist das da drüben am Ecklich nicht der Apotheker Krause?“

„Quack! Der ist doch längst tot!“

„Der soll tot sein? Aufim, eben hat er sich noch bewegt!“

Berliner Schlagfertigkeit.

Schaffner: „Rein, kleiner, du mußt voll zahlen, für eine Kinderkarte bist du doch schon zu alt!“

„Dann dürfen Sie mir aber auch jeffälligst nicht!“

G. A. Scheeffler S. A.

Speerholz-Industrie

Immer großes Lager erstklassiger Speerholztüren und Furniere

Rio de Janeiro, Rua do Senado 244
São Paulo, Rua do Gasometro 68

Edelsteinschleiferei

Anfertigung von Platin-, Gold- und Silberjuwelen aller Art. Beste Qualitätsarbeit!

Leyendecker & Irmão
Rua da Alfandega 72 - Rio de Janeiro

Uebersetzungen

Dr. Bruno Zander

Bereidigter Übersetzer
Rio, Rua 13 de Maio 37, 5. Etoc. Tel. 22-8299

CASA WESTFALIA R. ASSEMBLÉA 37

Das einzige deutsche Feinkostwarenhaus im Zentrum. — Alle in- und ausländischen Konserven und Weine. — Blumenauer Spezialitäten.
BAR- UND RESTAURATIONS-BETRIEB
Täglich kalte und warme Spezialitäten.
Inhaber: Jens Jensen

D. SCHEBEK

KABINEN- UND COUPEKOFFER, REISETASCHEN, HUTKOFFER, AKTENMAPPEN, SCHULTASCHEN, GÜRTEL, BRIEF- UND GELDTASCHEN, REPARATUREN.
Rua General Camara 137
RIO
Tel. 23-1114



Kinder deutscher Kolonisten in Brasilien

Wieder zwei von den ausgezeichneten Bildern aus „Volk und Heimat 1939“.

Haben Sie dieses Jahrbuch bereits erworben?



Neujahresansprache des Bundespräsidenten Getulio Vargas

Wie alljährlich in der ersten Stunde des Jahres, richtete der brasilianische Bundespräsident Herr Getulio Vargas durch das Mikrophon des Nationalen Propaganda-Amtes in der Neujahrsnacht eine Ansprache an das brasilianische Volk, die folgendermaßen lautete:

„Meine Herren! — Es ist fast schon traditionell geworden, zu Ihnen in der ersten Stunde jedes Jahres zu sprechen, wenn Sie in Ihrem Heim oder in Gemeinschaft mit befreundeten Menschen Glückwünsche austauschen und sich brüderlicher Zuwendung und Freundschaft hingeben.

„Heute bringe ich meine Glückwünsche und Hoffnungen für erhöhtes Wohlergehen aus den Räumen der Nationalen Ausstellung des Neuen Staates Ihnen allen dar, den Bewohnern der Städte und des flachen Landes, in den weiten Gefilden unseres Territoriums.

„Wir sehen hier ganz Brasilien mit allen Verschiedenheiten seiner wirtschaftlichen und geographischen Verhältnisse, in einem umfassenden Überblick der Ergebnisse, die während einiger Jahre fleißiger und beharrlicher Arbeit erreicht sind.

„Jeder von uns wird mit seinen eigenen Augen wahrnehmen können, wenn er diesen Beweis der Regierungstätigkeit prüft, das die Grundfragen des brasilianischen Lebens, ohne Unterschied der Zonen und irgendwelche politische Vorurteile, entschlossen von vorn angepackt wurden; die Verstärkung und Ausdehnung der industriellen und landwirtschaftlichen Produktionsstätten; die Schaffung neuer Quellen des Reichtums und die Besserung ihrer Methoden der Ausbeutung und der Kontrolle; der Ungleich des Umlaufes und der Verteilung der lebensnotwendigen Dinge, mit dem Ziele, die inneren Märkte zu erweitern; die Maßnahmen, die dazu bestimmt sind, das Lebensniveau der Bevölkerung zu heben; die finanzielle Hilfe für die produzierenden Klassen; der wirtschaftliche Beistand für den Arbeiter durch die Einrichtungen sozialer Fürsorge, der gerechte Lohn, das Eigenheim und die Garantie ihrer Rechte; die Erweiterung der Zentren technischer Ausbildung und der physischen und geistigen Kultur; die Sorge um die öffentliche Hygiene und die ländliche Sanierung, wodurch es ermöglicht wird, das große Landstück, die bisher verlassen oder von den Unbilden des Klimas heimgesucht waren, ertragsreicher Benutzung erschlossen wurden; die systematische Zurückweisung extremistischer Ideologien ihrer überzeugten oder gedungenen Anhänger; der Kampf gegen alle Agenten der Auflösung und der Schwächung der nationalen Energien durch Stärkung der traditionellen brasilianischen Gefühle und das Verbot, daß im Lande irgendwelche Organisationen arbeiten oder Tätigkeiten entwickeln werden können, die eine internationalisierende Wirkung haben oder mit ausländischen politischen Interessen verknüpft sind; schließlich die Vorbereitung der äußeren und inneren Verteidigung, durch Verbesserung des Apparates unserer glorreichen bewaffneten Macht und die gleichzeitige Erziehung der jungen Generation, indem ihre Vaterlandsliebe, Vertrauen zur Zukunft und männlicher Geist eingeschult wird, um das Vaterland stark und geachtet zu machen.

„Wem ich das schon ausgeführte Werk im Rückblick abschätze, beglückwünsche ich mich mit Euch, namenlose Mitarbeiter oder direkte Gehilfen der Handlungen der Regierung, daß ihr ge-

treulich eure väterländische Pflicht erfüllt habt.

„Ich selbst rechne es mir zu einer Ehre an, ohne Stolz und ruhigen Gewissens sagen zu können, daß ich alles getan habe, um die Ruhe und die Wohlfahrt aller zu sichern, die arbeiten und mit edler Anstrengung dazu beitragen, die materielle und moralische Macht der Nation zu vernehren.

„Die Zeit, in welcher die Regierenden eine Klasse für sich darstellen, getrennt und fremd den Gefühlen, den Bedürfnissen und Ansprüchen des gemeinen Mannes liegt glücklicherweise weit zurück; das Regime, in dem wir leben, ist das der offensten Zusammenarbeit aller für die höchsten Ziele der Nationalität. Der Reichtum eines jeden, die Gesundheit, die Kultur, die Freude sind nicht nur persönliche Güter; sie bilden die Kraftquellen der sozialen Lebensfähigkeit, die ausgemittelt werden müssen zur Stärkung des Wirkens des Staates.

„Wir sind ein Land von großen Kraftreserven, mit einer geringen Bevölkerung, und wir haben ein ungeheures Patrimonium zu verteidigen, in einer Epoche voll Wirrnissen der Weltgeschichte, in der die Schwachen, unter sich uneinigen und waffenlosen Völker die leichte und begehrte Beute der imperialistischen Nationen sind. Selbst von weit her drängen sich die Verwirrung bringenden Agenten ein, indem sie die Lebensfähigkeiten der Menschen anstacheln und Machtgelüste dort erwecken, wo Fehler und Schwächen ausgebeutet werden können, um die Bande der väterländischen Solidarität zu zerstören, und mit dem Blute der in den Bürgerkrieg, den grausamen aller Kriege, getriebenen Brüder bereiten sie die Eroberung, die Schutzheerschaft, die wirtschaftliche oder politische Vassallenschaft vor.

„In einer so anormalen Lage der Vorkämpfe und Befürchtungen ist eine heilige Einheit notwendig, müssen die Forderungen des nationalen Gewissens den persönlichen Neigungen und fruchtlosen Streitigkeiten vorangestellt werden.

„Damit wir ein unzerstörbarer Block sind, der fähig ist allem zu widerstehen, müssen wir uns verpflichten zu einem gemeinsamen Handeln und im Schutze unseres eigenen Heimes die Einheit des Geistes und die Gemeinschaft der Ziele schaffen, die nicht entbehrt werden können zur Verwirklichung unserer Ideen der gemeinsamen Größe.

„Das Jahr, das abgeschlossen ist, war voll des harten Kampfes gegen Widerstände der verschiedensten Art, und wir haben sie alle überwunden. Das Jahr, das beginnt, wird sicher reich an hoffnungsvollen Taten und fruchtbar sein an Unternehmungen, die dem Fortschritt Brasiliens dienen.

„Um die großen Aufgaben, die uns obliegen, zu vollenden und die Voraussetzungen für unsere wirtschaftliche Kraft zu schaffen, die uns ermöglicht, neue Elemente an Reichtum und Kultur zu entwickeln, kann ich, wie ich sicher weiß, mit eurer Mitarbeit und patriotischen Wachsamkeit rechnen.

„Brasilianer! Halten wir einen Augenblick an in unserem Jubel und richten die Gedanken auf die Zukunft, und versprechen wir uns selbst, daß wir allen den Schwierigkeiten entgegenzutreten wissend werden mit einem festen Glauben, glücklich darüber, daß wir dem Vaterlande, auf Kosten jedes und jeden Opfers, das verlangt wird, das wiedergeben können, was es uns an menschlicher Würde und geistiger Kraft gegeben hat.“

Rede des Generals Meira de Vasconcellos in Petropolis

In der „Deutschen Rio-Zeitung“ vom 3. Januar d. J. lesen wir:

In Petropolis fand eine von dem dort in Garnison liegenden 1. Jäger-Bataillon und von der Zeitung „A Noite“ veranstaltete patriotische Feier mit Tüppelparade statt. Der Kommandeur der 1. Militärregion, General Meira de Vasconcellos, war dazu erschienen.

Vor Beginn der Feier wurden dem General Meira de Vasconcellos die Vorstandsmitglieder des „Sängerbundes Entschloffen“ vorgestellt, welche ihm mitteilten, daß diese alte und traditionsreiche Vereinigung, die von deutschen Ansiedlern gegründet wurde, auf Grund der Nationalisierungsgehe die Bezeichnung „Sociedade Coral Concordia“ angenommen hat. General Meira de Vasconcellos beglückwünschte die Vorstandsmitglieder und hielt eine kurze, improvisierte Ansprache, in der er erklärte, diese Maßnahme erinnere ihn an das, was er in Paraná als Kommandeur der 5. Militärregion erlebt habe: auch dort hätten sich die Nachkommen deutscher Ansiedler vom Geiste der Nation durchdringen lassen und die geistige Einheit zwischen Deutschbrasilianern und den übrigen Brasilianern unter Beweis gestellt. Brasilien müsse auf der Hut sein gegen die gefährlichen und schlechten Elemente unter den Einwanderern, aber nicht gegen die guten Elemente. Diese werden sich in die brasilianische Gemeinschaft einreihen. In Paraná sei das Werk der Nationalisierung seitens der Deutschstämmigen auf keinen Widerstand gestoßen. Brasilien schlicke niemanden ans. Der Ausländer genieße hier mehr Rechte als irgendwo in jedem anderen Lande der Welt. Das Amerika der Zukunft werde die Heimat aller Nationen sein.

Anschließend begann die Feier mit der Hissung der Flagge und dem Gesang der Nationalhymne. Zunächst sprach Herr Alcindo Sodré im Namen der Stadtverwaltung, und Pater Francisco Gentil da Costa. Dann ergriff General Meira de Vasconcellos erneut das Wort zu einer patriotischen Ansprache. Er wies auf die historischen Ursprünge von Petropolis hin und zeigte an, wie Brasilien eine Nation geworden ist, die aus der Verschmelzung zahlreicher Völker und Rassen entstand. Die ausländischen Siedlungsgruppen innerhalb Brasiliens seien von dem Wunsche befeuert, sich in die Nation einzufügen; leider sei von offizieller Seite nicht genügend die Notwendigkeit begriffen worden, diesen Assimilierungsprozess zu fördern. Daraus hätten sich gewisse Schwierigkeiten ergeben, und diese

Tatsache sei auch im Ausland zuweilen in einer abwegigen Weise ausgelegt worden. Die brasilianische Souveränität sei aber unantastbar, und selbst die Ausländer, die das Glück in ihrem neuen brasilianischen Vaterlande gefunden haben, werden diese Souveränität Brasiliens, wenn es notwendig sein sollte, verteidigen. Er spreche aus eigener Erfahrung. Er habe im Süden sehen müssen, wie gewisse Ansiedlungszone geistig außerhalb des brasilianischen Lebens standen und wie dort sogar die Landessprache unbekannt war, weil sich früher niemand um diese Gebenden gekümmert hat. Aber überall habe er auch den Wunsch und die Bereitwilligkeit angetroffen, sich in die Nation einzufügen. Wenn vom Ausland her versucht werden sollte, die Situation für eigene Interessen auszunutzen, so werde Brasilien dem zu begegnen wissen, und die Ansiedler selbst würden dabei auf Seiten Brasiliens stehen. Die Blutsverwandtschaft zwischen Brasilien und Europa sei eine Tatsache, und darum gebe es gegenüber Europäern, die nach Brasilien kommen, keine Trennungsschranken. Brasilien werde sich nur gegen fremde Einmischungsversuche.

Nachdem der Kommandeur der 1. Militärregion seine mit reichem Beifall aufgenommene Ansprache beendet hatte, begannen der Truppenaufmarsch und die sonstigen Feierlichkeiten.

Neujahresgruß aus München

Dr. med. Gustav Busch, der in S. Paulo einen großen Kreis von Freunden und Bekannten zurückgelassen hat, arbeitet seit Monaten als praktischer Arzt in München, Reinsbergerstraße 5, und wünscht allen Outgesinnten in Brasilien ein glückliches Neues Jahr. — Mit dieser Grußübermittlung aus einem lebensreichen Schaffenstriebe dürften alle übrigen Meinungen gegenstandslos sein, welche von allzu geprügelten Zeitgenossen in Verbindung mit dem Namen des Herrn Dr. Busch vertreten werden.

Zur Ausländerregistrierung in Brasilien

In Folge 40 des „Deutscher Morgen“ vom 7. Oktober v. J. wurde feinerseit ausführlich über die Aufenthaltsbewilligung für Ausländer berichtet. Ueber neue Gesetze kam aber nie genug geschrieben werden. Allgemein vermisst man, sich durch Aufbewahrung eines Zeitungsanschnittes ein umständliches Rückfragen zu ersparen. Wenn dann die Zeit drängt, in welcher das neue Gesetz in Kraft tritt, werden die angestrengtesten Bemühungen unternommen, um die scheinbar rettende Ausfuhr zu erhalten. Man wendet sich an die unmöglichsten Stellen, die oft selbst nicht mehr wissen als der Mann auf der Straße. Daher muß immer wieder über neue Erlasse und Dekrete geschrieben, muß die Aufklärung immer wieder vor die Öffentlichkeit getragen werden.

Dies trifft ganz besonders auf die Aufenthaltslegalisierung von Ausländern hierzulande zu, wie sie die von der Comissão de Permanencia de Estrangeiros am 30. Juli v. J. im „Diario Oficial“ erlassene Bekanntmachung fordert. Es sei darum kurz noch einmal das Grundgesetzliche daraus wiederholt: Unter Ausländerregistrierung versteht man die für sämtliche in Brasilien lebenden Ausländer im Alter von 18—60 Jahren vorgeschriebene Verpflichtung zur Beschaffung einer neuen Identitätskarte. Die Frist hierfür begann für die Legal im Lande lebenden Ausländer mit dem 22. 12. 1938, an welchem Tage die noch einzurichtenden örtlichen Dienststellen in Tätigkeit treten sollten. Soweit bisher bekannt ist, haben diese in Frage kommenden örtlichen Dienststellen ihre Arbeit noch nicht aufgenommen, sie sind wohl in Vorbereitung, aber bislang nicht öffentlich in Dienst getreten. Die Registrierungsfrist ist auf ein Jahr, also bis zum 22. 12. 1939, bemessen. Als Legal in Brasilien lebende Ausländer sind anzusehen:

1. alle diejenigen, die vor der Einwanderungsgesetzgebung vom Mai 1934 bereits in Lande waren. Falls die betreffenden Ausländer diesen Nachweis nicht durch einen Einreisebuchvermerk der brasilianischen Einwanderungsbehörden oder durch Vorlage eines glaubwürdigen Dokuments, wie z. B. der Urkunde eines in Brasilien von 1934 geborenen Kindes, einer vor 1934 erfolgten Firmenregistrierung, einer Bescheinigung des feinerzeitigen Arbeitgebers usw. erbringen können, kann eine Bestätigung des Einwanderungsstatus, wenn die Einreise zur See erfolgte, bei folgenden Stellen nachgeschickt werden: a) bei dem Nationalarchiv in Rio de Janeiro, wenn die Einwanderung in den Jahren 1915—1925 erfolgt ist; b) bei der Inspektion der Seepolizei, wenn die Einwanderung nach dem 1. 1. 1926 erfolgt ist.
2. diejenigen, die der Gesetzgebung vom Mai 1934 entsprechend ins Land gekommen sind, falls sie nicht ihren Beruf, zu dessen alleiniger Ausübung die Genehmigung ihrer Einwanderung erteilt war, geändert haben, wie z. B. Landwirte, die nach ihrer landwirtschaftlichen Tätigkeit in den Städten in einem neuen Beruf arbeiten.
3. die nach dem Inkrafttreten des Einwanderungsreglements vom 22. 8. 1938 eingereist sind bzw. noch einreisen, deren Registrierung übrigens sofort nach ihrer Ankunft erfolgt.

Die Aufstellung der Ausländer illegalen Aufenthaltes ergibt sich aus dem Vorstehenden. Es sind dies insbesondere: Touristen, die ihre Aufenthaltsfrist überschritten haben, die oben unter 2 genannten Landwirte (ebenso auch z. B. Techniker), Inhaber falscher oder gefälschter Aufweise usw. Die „Illegalen“ haben, bevor sie die Identitätskarte erhalten können, durch ein bis zum 22. 12. 1938 bei der Comissão de Permanencia de Estrangeiros einzureichendes Gesuch um Erteilung der Aufenthaltsgenehmigung nachzufragen. Die Ausländergesetzgebung hat mit ihren Vorschriften bezüglich der Identitätskarte ein Heer von geschäftstüchtigen Leuten auf den Plan gerufen, die für ihre Tätigkeit hohe Preise verlangen. Es ist hierzu zu sagen, daß die „Legalen“, und diese machen die weitaus größte Zahl aus, lediglich die Einrichtung der örtlichen Stellen abzuwarten haben. Bis dahin ist noch mit einigen Erklärungen zur Fremdenregistrierung zu rechnen.

Diese Erklärungen sind inzwischen auch bereits von den zuständigen Stellen mehrfach abgegeben worden und haben ihren Weg durch die Tagespresse genommen. Wir erinnern in diesem Zusammenhang an die Mitteilung des Delegados für soziale Sicherheit und Ordnung im Saate Rio de Janeiro, der Ende Oktober v. J. folgendes verlautbarte ließ: „Strenge Individuen suchen hier wiederholt Ausländer auf, um ihnen unter Vorspiegelung falscher Informationen über die Legalisierungspflicht des Aufenthaltes Geld abzusprengen. Obwohl das zuständige Amt mit der rückichtslosen Verfolgung dieser Individuen befaßt ist, sieht es sich veranlaßt, neuerlich die Ausländer auf die Bestimmungen des Ediktes aufmerksam zu machen, das im Amtsblatt vom 25. d. M. (Oktober) enthalten ist. Die Ausländer, welche demnach vor dem 15. Mai 1934 in Brasilien eingetroffen sind, haben nichts zu tun, als auf die Instruktionen zu warten, welche gleichfalls von dieser Delegation erteilt werden, wenn die entsprechenden Bestimmungen vom 4. Mai 1938 bzw. deren Durchführungsvorordnung vom 20. August 1938 in Kraft treten werden.“

Ebenso erklärte das Mitglied der Comissão de Permanencia de Estrangeiros, Herr Dulpho Pinheiro Machado am 1. Dezember v. J. in einer Mitteilung an die Presse u. a.: „Die Ausländer, die in Brasilien vor dem Inkrafttreten der Einwanderungsgesetze des Jahres 1934 eingereist sind, brauchen sich nicht an die Comissão de Permanencia de Estrangeiros zu wenden, es sei denn, daß ihre Einreise heimlich erfolgt ist, also ohne daß sie die Konsular-, Einwanderungs- oder Polizeibehörden passiert haben. Von dieser Ausnahme abgesehen, müssen die bis zum 31. Juli 1934 angekommenen Ausländer die Justifizierung des Servicio de Registro de Estrangeiros abwarten; bei dieser Behörde werden sie registriert werden und ebenso werden sie dort eine neue Identitätskarte erhalten. Zu diesem Zweck haben sie noch ein Jahr Zeit (bis 22. Dez. 1939). Wenn sie im Innern des Landes wohnen, wo kein Ausländermeldeamt organisiert wird, müssen sie diese Registrierung — gleichfalls bis zum 22. Dez. 1939 — bei der lokalen Polizeibehörde vornehmen, die ihnen eine Bescheinigung ausstellt, die als Ausweis für die Legalität des Aufenthaltslandes dient.“

Wir nehmen an, daß gerade in diesem letzten Satz für viele unserer Leser im Landesinnern eine beruhigende Aufklärung enthalten ist, die eine Menge umständlicher Rückfragen überflüssig macht. Wie die Tagespresse kürzlich noch mitteilte, beginnt der Ausländerregistrierdienst in den nächsten Tagen.

Für die Erlangung des Registers und der entsprechend angemerkten Identitätskarte genügt bei Ausländern, die vor dem 1. Januar 1926 eingewandert sind, irgend ein Wohnsitznachweis, wie Wohnsitzbescheinigung der Behörde oder durch Zeugen, Trauschein oder Geburtszeugnisse von Kindern usw.; diejenigen, welche nach dem 1. Januar 1926 bis 30. Juni 1934 eingewandert sind, müssen den überföhrten und in „Publica Form“ erzielten Paß vorweisen, oder wenn dieser nicht mehr existiert, eine Bescheinigung der Seepolizei über ihre Einwanderung, oder eine konsularische Bescheinigung. (Nach einer Bescheinigung der Einwanderung seitens der Hauptstadt genügt für S. Paulo.) Diejenigen, welche nach dem 1. Juli 1934 bis zum 22. August 1938 eingewandert sind, haben den Paß und ein amtliches Dokument über ihren legalen Aufenthalt vorzuweisen, also entweder die Legalisierung ihres Aufenthaltes, wenn sie illegal eingewandert oder anständig geworden sind, oder das Dokument über den Einwanderercharakter, mit dem sie ins Land gekommen sind. Diejenigen, welche nach dem 22. August 1938 nach Brasilien zu verübergehendem Aufenthalt gekommen sind und sich hier anständig machen wollen, müssen folgende Bedingungen erfüllen: Identitätskarte, Einmündungszeugnis, Paß, konsularische Bescheinigungen, Einmündungszeugnis und negative Straffakte des Ursprungslandes, Visiert vom brasilianischen Konsul, dessen Unterschrift vom Außenministerium beglaubigt sein muß, ferner ein Attest der Sicherheitsbehörde über politische Führung und ein entsprechendes Gesundheitszeugnis.

Silvesterfeier im Deutschen Heim in Rio

Unser S. A. Rio-Mitarbeiter berichtet: Die deutsche Kolonie in der brasilianischen Bundeshauptstadt hat dem alten Jahr durch eine große Zahl harmonisch verlaufener Feiern einen würdigen Abschluß gegeben. Alle namhaften Vereine führten sehr gut besuchte Gesellschaftsveranstaltungen durch. Ganz hoch ging es besonders bei der Silvesterfeier des Bundes der schaffenden Reichsdeutschen im Deutschen Heim zu. Eine urgemütliche Stimmung hatte dort bei jedermann Platz gegriffen, und nach den frühlichen Weifen des beliebigen Hausorchesters wurde trotz beträchtlicher „Temperatur nach oben“ eifrig getanzt. Die Besetzung und die Reisenden eines holländischen Dampfers, der wenige Stunden vor Jahreschluss in Rio angelegt hatte, kamen gerade noch vor dem ersten Projekt Neujahrs-Gang im Deutschen Heim an. Als das neue Jahr angeht und eingeläutet wurde, spielte die Kapelle die brasilianische und deutsche Nationalhymne. Nach den gegenseitigen Glückwünschen schlugen wieder die Wellen der denkbar lustigsten Unterhaltung über allen Feiernden zusammen. Gestagt wurde bis in die frühen Morgenstunden des ersten Tages im neuen Jahr. Der Bund der schaffenden Reichsdeutschen in Rio hat auch bei dieser Veranstaltung wieder eine große Zahl neuer Freunde gewonnen. Alle Deutschen aus dem Penha-Stadtteil waren in einmütiger Kameradschaft gleichfalls fröhliche Festteilnehmer. Der Dekonom des Deutschen Heims ist allen besonderen Ansprüchen dieser Silvesterfeier mit außerordentlicher Geschäftlichkeit gerecht geworden.



Wir lesen da gerade in einer Zeitung aus dem Westen des Reiches die Besprechung über ein neues Brasilienbuch, das „Brasilien Tag und Nacht“ heisst. Wir kennen wohl sehr stümperhafte, aber auch sehr, sehr gute Bücher über das tropische Grossreich und möchten daher über das Werk, das wir nicht kennen, nicht urteilen. Wir möchten mit den Kolonisten im Interior, die mit ihrer Hände Arbeit und im Schwesche ihres Angesichts den Urwald gerodet haben, einiges aus der Zeitungsbesprechung wiederholen. Der Kunstreferent stellt fest, dass jeder, der eine Reise getan hat, auch etwas erzählen müsse, vor allem derjenige, bei dem das „Erzählen-können“ bereits „berufliche“ Bedeutung habe. Kurz gesagt: bei den Kolonisten im Interior scheint der Verfasser des Buches nicht vorgesprochen zu haben. Dafür erzählt er „witzig-spreizig, was er den Cavalleiros in einem von der Natur in jeder Hinsicht überreich bedachten Lande abgucken hat“. Wir glauben mit Recht, dass vor so viel Gefasel von einem Schlaraffenlande trotz des Zuckerhutes selbst den Brasilianern schlecht wird. Doch der Buchbesprecher stellt fest: „Das ist alles so lebendig und interessant erzählt, dass man die Lektüre dieses Buches gern jedem empfehlen möchte, der den Drang in sich spürt, in Rio de Janeiro baden, in Santos oder São Paulo Kaffee trinken oder gar im Urwald Abenteuer erleben zu wollen.“ Die Tausende, die den „Drang in sich gespürt“ haben, können den Lesern des vorliegenden Kritikus Besseres aus dem Urwald erzählen, sie wissen, dass das Leben und die Arbeit im Innern hart und schwer ist und dass es sich freilich „aus beruflicher Bedeutung“ leicht von Abenteuern berichten lässt, wenn dabei pro Buch gehettet 4,80 RM und gebunden 5,80 RM herauskommt. uff.